

Ott
46/7

4962 OH 646/1

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von
Eduard Ottmann in Gießen,
Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

4902

Berlin und Sanssouci

oder

Friedrich der Große und seine
Freunde.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig, 1857.

Voigt & Günther.

Heinrich und Salsmann

1800

Vertrag der Kirche und
Staat



1807

Vertrag der Kirche und Staat

Inhaltsverzeichnis des dritten Bandes.

	Seite
Kapitel I. Die Schauspieler in Halle	3
„ II. Der Student Lupinus	21
„ III. Der Scandal im Theater	31
„ IV. Die Freunde	40
„ V. Die Kabinettsordre des Königs	51
„ VI. Die Schlacht bei Sohr	65
„ VII. Nach der Schlacht	74
„ VIII. Der verhängnißvolle Brief	89
„ IX. Die Rückkehr nach Berlin	108
„ X. Die Hiobspost	116
„ XI. Die Enttäuschung	129
„ XII. Trenck's erste Flucht	147
„ XIII. Die Flucht	171
„ XIV. Ich will!	188
„ XV. Der letzte Kampf	205
„ XVI. Das Intermezzo im Theater	220
„ XVII. Sanssouci	231

Inhalt des dritten Buches

1	I. Die Schenkung in Galle
21	II. Der Schenkungszug
31	III. Der Schenkungszug im Fortschritt
40	IV. Die Freunde
51	V. Die Anwesenheit der Könige
60	VI. Die Schenkung bei Galle
71	VII. Nach der Schenkung
81	VIII. Die Verhandlungen
91	IX. Die Verhandlung nach Galle
101	X. Die Verhandlung
111	XI. Die Verhandlung
121	XII. Die Verhandlung
131	XIII. Die Verhandlung
141	XIV. Die Verhandlung
151	XV. Die Verhandlung
161	XVI. Die Verhandlung
171	XVII. Die Verhandlung

Drittes Buch.

Krieg und Frieden.

Deutsches Buch.

Christ und Heiden

Christ und Heiden

I.

Die Schauspieler in Halle.

Unmuthig ging der Herr Professor Gotthilf August Franke in seinem Studirzimmer auf und ab. Seine Stirn war dicht unvwölkt und ein unheiliger Zorn blitzte aus seinen Augen. Und doch war der Herr Professor Franke ein sehr heiliger Mann, und die frommen Leute in Halle nannten ihn ihren Herrn und Meister, und die Pietisten zählten ihn zu ihren eifrigsten Streitern und zu ihren gelehrtesten Vorkämpfern. Es mußte daher etwas sehr Wichtiges, sehr Verderbliches sein, was den frommen Professor so in Harnisch gesetzt und ihn so ganz und gar seiner christlichen Freundseligkeit und seines gewohnten gottseligen Lächelns vergessen ließ.

Selbst als die Thür sich jetzt öffnete und zwei seiner Herren Collegen zu dem würdigen Professor eintraten, erheiterte sich sein Antlitz nicht und die düstere Wolke wich nicht von seiner Stirn. Aber auch die Gesichter der beiden Collegen waren trübe und sorgenvoll, auch ihre Stirnen waren bewölkt und zeugten von dem tiefen Unmuth, der ihr Inneres erfüllte.

Seufzend und mit einem vielsagenden Kopfschütteln reichte Franke den beiden Herren seine Hand dar.

Ich danke Ihnen, würdige Freunde und Amtsge-
nossen, daß Sie meiner Einladung Folge geleistet und
die Güte gehabt haben, zu mir zu kommen, sagte
Franke feierlich. Es ist eine schlimme und traurige
Zeit, in der die Gerechten und Frommen einig und
treulich zu einander halten müssen, um der Sünde
und dem Uebermuth der üppigen Weltkinder wider-
stehen zu können. Oh, Freunde, wie verderbt ist un-
sere Zeit, und wie wenig verdienen die Menschen im
Grunde, daß wir uns ihrer erbarmen und sie zu er-
lösen trachten von der Sünde. Aber Gott hat uns
zu dieser Aufgabe berufen, und so müssen wir als ge-
treue Knechte die Befehle unsers Herrn erfüllen. Die
Antwort des General-Directoriums auf unsere Supplik
ist heute bei mir, als dem zeitigen Rector unserer Uni-
versität, eingetroffen.

Ah, endlich also, rief Herr Professor Biermann.
Endlich stehen wir am Ziele, und dieses Aergerniß,
das uns seit Wochen heimsucht, wird aufhören.

Und der Teufel wird heulend entweichen müssen
vor dem heiligen Kreuze, das wir ihm entgegenhalten
wollen! rief Herr Professor Heinrich mit näseln-
dem Ton.

Professor Franke seufzte tief. Meine würdigen
Freunde, sagte er, nicht immer lohnt der Beifall der
Könige das gerechte Wollen der würdigen Diener des
Herrn. Der König Friedrich der Zweite, an welchen
das General-Directorium Bericht über unsere Ein-
gabe gesandt hatte, der König hat unser Gesuch abge-
schlagen.

Abgeschlagen! riefen die beiden Professoren mit
dem Ausdruck stammenden Entsetzens.

Abgeschlagen, ja! Der König läßt uns durch das General-Directorium zu wissen thun, daß die Bitte des Senats der Universität Halle, es möchten die Schauspieler aus unserem Musensitz entfernt werden, nicht berücksichtigt werden könne, daß man vielmehr, um in dieser Sache weiter zu entscheiden, erst abwarten müsse, ob dieses Comödiantenvolk hier in Halle wirklich zu Unordnungen Veranlassung gebe, und daß nur erst, wenn wirklich ein derartiger Fall vorliege, wir uns wieder mit einer Beschwerde an das geistliche Departement wenden dürften. *)

Das ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, rief der Professor Biermann.

Ein neues Zeichen von der Gottlosigkeit und Freigeisterei des Königs, seufzte Professor Heinrich. Wahrlich, dieser König hat es darauf abgesehen, die heilige Kirche zu stürzen und die frommen Diener des Herrn zu Märtyrern ihres Glaubens zu machen. Haben doch sogar diese drei frommen Geistlichen, welche in Königsberg gegen die Comödie predigten, vom König eigenhändig einen derben Verweis bekommen, ebenso die frommen und pflichtgetreuen Seelsorger dort, welche in ächtchristlicher Entrüstung über solch gottloses Gewerbe einem Schauspieler auf seinem Sterbebett das Abendmahl versagten. Mein Bruder ist einer von diesen vier Geistlichen, und er hat mir gestern in einem Briefe ausführlichen Bericht über diese Sache gegeben. Der König hat den vier frommen Dienern Gottes durch das General-Directorium eine höchst unziemliche und unehrerbietige Antwort ertheilt, er ist sogar soweit gegangen, ihnen mit sofortiger Absetzung

*) Charakter Friedrich's des Zweiten. Von dem Ober-Consistorial-Rath Dr. Büsching. S. 55.

zu drohen, wenn sie nicht zu Jedermann, er sei wer er sei, gleichviel welchem Stande er angehöre, sich hinbegeben, sobald er ihren Zuspruch verlange und ihren Beistand vonnöthen habe. Ja, der König hat sogar befohlen, daß die Comödianten, als seien sie ehrliche Menschen, auf den christlichen Kirchhöfen begraben werden dürfen. *)

Das ist unerhört, seufzte Professor Franke.

Das ist eine Gotteslästerung! stöhnte Professor Biermann. Eine Gotteslästerung, für welche der Herr der Heerschaaren den König eines Tages strafen und zur Rechenschaft ziehen wird.

Vergessen wir indeß nicht, daß wir von unserm angestammten Herrn und König sprechen, sagte Professor Franke ängstlich.

Vergißt er denn nicht, daß selbst ein König den Dienern Gottes Ehrfurcht schuldig ist? fragte Biermann. Verfolgt er nicht ganz systematisch die heilige Kirche und uns ihre frommen und untadelhaften Diener?

Ja, ja, es ist seine Absicht, uns Alle zu vernichten, stöhnte Heinrich. Es ist seine Absicht, die Kirche zu zertrümmern, und aus den Trümmern derselben sich unheilige Tempel der Freude und heidnische Gotteshäuser aufzurichten. Schaut nur um Euch und Ihr werdet sehen, wie er aller Orten das wahre Christenthum und die frommen Priester des Herrn verfolgt, schaut um Euch und seht, wie er mit all seinen neuen Gesetzen der guten alten Zeit, der Zucht und Ordnung, der Ehrbarkeit und Frömmigkeit Hohn spricht, und es ganz und gar darauf angelegt hat, der ganzen Welt zu zeigen, daß er die Kirche und deren Priester

*) Preuß, Friedr. d. Gr. Th. III. S. 368.

verachtet. Nicht ein einziges Mal seit seiner Thronbesteigung ist er zum heiligen Abendmahl gegangen, einer Predigt hat er nur dann und wann und nur pro Forma beigewohnt. Ueberall hat er die Einkünfte der Kirchen beschränkt, und statt dem Unwesen der Secten zu steuern und ihre frevelhaften Neuerungen mit einem gerechten Bannstrahl zu belegen, hat er ihnen erlaubt, frei sich zu entwickeln und frei und offen ihre Lehre zu verklären. Den Katholiken hat er freie Ausübung ihrer Religion erlaubt, ja, es geht sogar das Gerücht, daß er ihnen erlauben wolle, in Berlin, dem Herzen des protestantischen Preußens, sich eine Kirche zu bauen. Der Brüderunität in Schlesien hat er eine Generalconcession ertheilt und ihnen volle Freiheit zur Uebung ihres Gottesdienstes gewährt. *) Dagegen hat er die häuslichen Religionsandachten, die Abendpredigten in den Kirchen untersagt, den Priestern das Proselytenmachen verboten, und um der christlichen Religion die größte Gefahr zu bereiten, den Freidenkern und sogenannten Philosophen die Erlaubniß gegeben, frei und sonder Scheu ihre gottesleugnerischen Meinungen zu äußern. Wolf, den der fromme König Friedrich Wilhelm des Landes verwiesen, hat er zurückgerufen und dabei noch vermeint, daß dies ein rechter Vorkämpfer der Wahrheit sei. **) Als ob die Wahrheit anderswo wurzeln könne, als in dem stren-

*) Büsching, Charakter Friedr. d. Gr. S. 132 folgd.

**) Ueber den Philosophen Wolf schrieb der König an den Probst Reinbeck: Ich bitte Ihn, sich um des Wolf willen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube ich, daß Er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt. Büsching, Seite 42.

gen, orthodoxen Christenthum, welches nicht philosophirt, sondern glaubt, und sich einfach und schlicht an die heilige Schrift und die frommen Kirchenväter hält.

Die beiden Professoren hatten der langen, athemlosen Rede ihres Collegen mit einiger Ungeduld zugehört, und ließen ihn jetzt, als er schwieg und triumphirend sie Beide anblickte, nicht diese Zeichen des Beifalls und der Bewunderung sehen, welche er erwartet hatte.

Das Alles ist wahr, sagte Franke, aber diese Erörterungen führen uns ein wenig zu weit von dem eigentlichen Zweck unseres Gespräches ab. Es handelt sich hier um einen speciellen Fall, es handelt sich um die abweisende Antwort, welche der König auf das Gesuch unsers Senats ertheilt hat, um die Verweigerung dieser einfachen und gerechten Bitte: das fernere Spielen dieser Comödiantenbände, dieses hergelaufenen Gesindels, zu verbieten. Der König hat uns dies Gesuch abgeschlagen, das ist allerdings der ganzen Stadt, der ganzen Studentenschaft gegenüber eine große Niederlage für unsern Senat, denn wir hatten die Erfüllung unserer Bitte für ganz gewiß erachtet. Wir hatten davon wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, und nun werden wir es dulden müssen, daß man uns verlacht und verhöhnt.

Wöchte man das immerhin, sagte Biermann, was kümmert uns das Gespötte dieser kleinen unwissenden Menschen, deren erbärmliche Schwäche doch gar nicht im Stande ist, den Thron wankend zu machen, den wir uns auf der Höhe der Wissenschaft, des Glaubens und der Erkenntniß aufgerichtet haben, und deren Gespött ungehört zu unsern Füßen verflingt. Aber der Glaube, die Kirche, die Wissenschaft ist durch dieses

Ereigniß gefährdet, und das ist es, was mich traurig und besorgt macht.

Und das ist auch das Traurige, seufzte Professor Heinrich. Die Studenten haben gar nicht mehr Sinn und Gedanken für etwas Anderes, als für dieses triviale Schauspiel. Sie vernachlässigen ihre Studien, sie versäumen ihre Collegia, und statt, wie sich das gebührt, ihr Geld für ihr Studium zu verwenden und die Collegia zu belegen, geben sie es für Theaterbillets aus und für Blumen und Kränze, mit denen sie, oh unerhörter Scandal! die Frauenzimmer auf der Bühne bewersfen.

Ich habe in meinem Collegium nur drei zahlende Zuhörer in diesem Semester, seufzte Professor Biermann.

Ich, welcher sonst immer ein überfülltes Auditorium hatte, habe dies Mal kaum so viel Zuhörer, um mit Anstand lesen zu können, sagte Professor Franke, und von diesen Zuhörern hat kein Einziger gezahlt, sondern es ist Allen das Honorar gestundet.

Aber das geht nicht, das kann nicht gehen! wimmerten alle Drei. Was soll aus der Wissenschaft werden, wenn ein solcher Unfug einreißt, und die Professoren entweder vor leeren Bänken oder nur vor zahlungsunfähigen Schüler lesen müssen.

Ich hatte ein Privatissimum angekündigt über die Mysterienspiele des Mittelalters, sagte Professor Biermann. Bei dieser allgemeinen Begeisterung für das Theater hoffte ich damit etwas zu machen und die Studenten anzuziehen. Umsonst, kein Einziger hat belegt, sie tragen ihr Geld Abends zur Theaterkasse, statt Morgens auf die Universitäts-Quästur. Sie —

Eben öffnete sich die Thür und die eintretende Magd meldete, daß unten ein Herr stehe, welcher sich

Eckhof nenne, und durchaus den Herrn Professor Franke zu sprechen verlange.

Eckhof! riefen alle Drei entsetzt, und die Augen der beiden Freunde richteten sich mit mißtrauischen Blicken auf Franke, welcher indeß diese Blicke mit stolzer Ruhe ertrug.

Eckhof! Sie verkehren mit Eckhof?

Dieser Schauspieler darf es wagen, Ihre Schwelle zu betreten?

Er wagt es wenigstens, rief Franke mit edlem Zorn. Er hat den frechen Muth, sich zu mir zu drängen. Nun wohl, hören wir, was ihn dazu berechtigt. Lassen wir ihn eintreten.

Er nickte der Magd zu, und diese ging hinaus, den Herrn Eckhof zu benachrichtigen.

Die drei Professoren nahmen eine ernste und strenge Miene an, und setzten sich auf diese hohen, mit schwarzem Leder bezogenen Stühle, mit denen das Studierzimmer des gelehrten Herrn geschmückt war. Die Thür öffnete sich jetzt und mit lächelndem Antlitz und strahlenden Augen trat Eckhof herein. Seine hohe, kraftvolle Gestalt, seine edle, freie und ungezwungene Haltung, sein offenes schönes Angesicht, das Alles contrastirte seltsam zu diesen steifen, zusammengenommenen, ernstern Männern, deren Stirnen dicht bewölkt, deren Blicke düster und unfreundlich waren.

Nicht Einer von ihnen stand auf, den Eintretenden willkommen zu heißen. Wie die drei Männer des heiligen Behmgerichts saßen sie da, Eckhof war in ihren Augen nur der Delinquent, den sie zu verhören und zu verurtheilen hatten.

Eckhof ging gerade auf Franke hin, und indem er sich tief vor ihm verneigte, reichte er ihm die Hand dar.

Erlauben mir Euer Magnificenz, sagte er, daß ich Ihre Hand berühre. Es ist ein Gruß, welchen die Kunst durch mich, ihren unwürdigen Vertreter, der Wissenschaft in Ihnen, ihrer erhabenen und ruhmwürdigen Leuchte, darbringen möchte.

Aber Herr Professor Franke nahm diese Hand nicht an, er erhob sich nur von seinem Sitz und sagte: Darf ich fragen, welchem seltsamen Zufall ich die Ehre Ihres Besuches zu danken habe?

Eckhof sah ihn befremdet an und ließ mit einem schmerzlichen Erstaunen seine Hand sinken. Ah, Magnificenz nennen das einen Zufall, daß ich hier bin? sagte er. Es befremdet Sie, daß der Schauspieler zu dem erhabenen Rector der Universität kommt. Aber was wollen Sie, mein Herr, der Künstler ist doch immer der rechte, obwohl jüngere Bruder des Gelehrten, und wenn die Wissenschaft nichts wissen will von der Kunst, und die Kunst nichts weiß von der Wissenschaft, so ist das für Beide ein trauriges Zeichen ihres Verfalles und ihrer Entartung.

Die drei Professoren sahen sich einander mit wahren Entsetzen an, aber diese Frechheit des Schauspielers machte sie stumm, und ließ sie keine Worte finden, ihre Indignation zu äußern.

Ich bin gekommen, Euer Magnificenz um eine Gunst zu bitten, fuhr Eckhof fort, und ich erlaube mir, diese beiden würdevollen Herren in meine Bitte mit hineinzuziehen. Es ist heute mein Benefiz, und ich habe zu demselben mir des erhabenen Voltaire's wundervolle Tragödie „Britannicus“ auserwählt und selber eine Uebersetzung derselben gewagt. Ich glaube, daß das Publikum, welches meine Darstellungen in Halle mit so seltener Gunst beglückt, an diesem erhabenen Dichtwerk einen neuen hohen Genuß haben und zahl-

reich wie immer herbeiströmen wird zu diesem neuen Stück. Bereits sind alle Billets zu dem heutigen Abend verkauft, und zu meiner Freude sind über zweihundert derselben von Studenten, diesen rechten und ächten Jüngern der Kunst, entnommen worden. Damit aber der Abend seine rechte Weihe empfangen, fehlt mir nur noch Eins, fehlt mir die Gegenwart des würdigen Herrn Rector Magnificus, die Gegenwart der Professoren, der ehrfurchtgebietenden Männer der Wissenschaft, deshalb, Magnificus, deshalb komme ich her. Ich wollte Sie ersuchen, meinem Benefiz heute Abend die Ehre Ihrer Gegenwart zu schenken, und einige der Herren Professoren, die hier gegenwärtigen zum Beispiel, zu veranlassen, daß sie Euer Magnificenz in's Theater begleiten. Zu diesem Zweck erlaube ich mir hier sechs Billets hinzulegen, durch deren Gebrauch mich Euer Magnificenz außerordentlich erfreuen würden.

Und mit einem anmuthigen Lächeln sich verneigend, legte Eckhof auf den mit Folianten und Schriften bespacten Tisch seine sechs Logenbillets, welche sich da gar seltsam und unglücklich ausnahmen zwischen den Folianten und dem von Gelehrsamkeit geschwängerten Staub des Tisches.

Professor Franke's Stirn hatte sich noch tiefer ungewölkt und sein sonst so kaltes und stumpfes Auge schoß jetzt Blitze.

Sie glauben also alles Ernstes, mein Herr, daß ich, der Rector der Universität, der Professor der Theologie, ich der Doctor philosophiae Gotthilf August Franke, in das unheilige, dem Teufel verfallene Comödienhaus gehen soll? fragte er mit hartem, strengem Ton. Sie halten es für möglich, daß diese beiden Herren, beide Professoren der Gottesgelehrsamkeit

wie ich selber, diesem frivolen und verdammenstwerthen Comödiantenwesen ihr Auge und Ohr leihen könnten? Nein, mein Herr, wie entartet, herabgekommen und entchristlicht unsere Zeit auch immer sein mag, dahin ist es noch nicht gekommen, daß die Männer Gottes, daß die Theologen in die Höhlen des Lasters sich begeben und diesen weltlichen und trivialen Kunststücken zuschauen sollten, welche es Ihnen freilich beliebt mit dem edlen Namen der Kunst zu bezeichnen.

Ueber Eckhof's edles Antlitz flog ein Ausdruck tiefer Trauer und ein schwermüthiges Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Die beleidigenden und stolzen Worte des gelehrten und frommen Herrn hatten indess ihn weder gedemüthigt, noch verwundet, sie hatten ihn nur traurig gemacht, und das weniger um seinetwillen, als um dessentwillen, der sie gesprochen hatte.

Immer dieselbe Unduldsamkeit, dieselbe Aufgeblasenheit, sagte er leise vor sich hin. Dann richtete er sein Haupt stolzer empor und seine flammenden Blicke ruhten wie Dolchspitzen auf den Gesichtern der gelehrten Herren.

Sie sprechen da sehr harte und sehr unchristliche Worte, mein Herr Rector, Professor und Doctor Franke, sagte er lächelnd, Worte, welche von einem Manne Gottes, der Wissenschaft und der feinern Weltbildung eigentlich niemals sollten gesprochen werden. Denn dem Manne Gottes ziemt die Duldsamkeit, dem Manne der Wissenschaft die richtige Erkenntniß und dem Manne der feinern Weltbildung die Höflichkeit gegen Jedermann. Ich indessen, ich, welcher kein Professor der Theologie, kein Mann der Wissenschaft und vielleicht auch kein guter Christ bin, ich vergebe

Ihnen Ihre beleidigenden Worte und sage gleich Christus: vergieb ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Diese heiligen Worte werden indessen in dem Munde eines Comödianten zu einer Blasphemie, sagte Herr Professor Heinrich feierlich.

Und doch sage ich sie noch einmal, rief Eckhof. „Vergieb ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Sie wissen nicht, daß sie sich selber richten, sich selber verdammten, indem sie mich zu richten, mich zu verdammten scheinen. Sie wissen nicht, daß sie über sich selber den Stab brechen, indem sie sich erlauben die Kunst, welche ebenso schön, ebenso heilig, ebenso göttlich ist, wie Ihre ganze Gottesgelehrtheit und Wissenschaft, die Kunst, welche Gott auf die Spitze seiner Schöpfung als deren strahlendste und duftigste Wunderblüthe gesetzt hat, die Kunst, sage ich, zu verachten und zu verspotten. Oder wollen Sie etwa im Ernst behaupten, daß die dramatische Kunst keine Kunst, daß der Schauspieler kein Künstler sei? Ich sage Ihnen, ich bin ein Künstler, Gott hat meine Stirn gezeichnet mit dem heiligen Zeichen der Künstlerschaft, er hat mich gesegnet zu dem heiligen Unglück ein Künstler zu sein. Ja, ich bin ein Künstler, ich sage es Ihnen nicht im Uebermuth, sondern in der Demuth meines Herzens, welches erschauert vor dieser großen und heiligen Aufgabe, die Gott auf mein Haupt gelegt.

Gott, was hat Gott zu schaffen mit dem Comödiantenwesen! unterbrach ihn Professor Franke mit einem rauhen Lachen.

Gott ist überall und aller Orten! Gott ist in dem schmetternden Gesang der Nachtigall und dem Zirpen der Grille, Gott ist im Antlitz der Menschen

und im Kelche der Blumen, Gott ist in Allem, was der Wahrheit, der Schönheit, der Natur, dem Gedanken angehört, also ist Gott vor allen Dingen in der Kunst. Nicht bloß die Kirche ist ein Haus Gottes, sondern auch das Schauspielhaus, in der ersten wird Gott verklärt durch den Mund der Priester, in dem zweiten durch den Mund der Poesie. Ah, meine Herren, Sie nennen sich Professoren der Theologie, nun wohl, ich nenne mich Professor der Kunst, die Bühne ist mein Katheder, das Publikum ist mein Auditorium, und beim Himmel es fragt sich, wo mehr Schauspielerei herrscht, auf den Kanzeln und den Kathedern, oder auf der Bühne!

Nun wahrlich, das geht zu weit! rief Herr Professor Franke. Sie erklünnen sich, das Schauspielhaus eine Kirche zu nennen und sich selber den Männern der Wissenschaft und Gelehrsamkeit gleichzustellen. Sie wissen also nicht, daß die Histrionen von jeher verachtete und verworfene Geschöpfe waren, unehrlich in ihrem Leben, unehrlich in ihrem Tode!

Ich weiß, daß die größten Geister aller Zeiten für die Histrionen gearbeitet haben, rief Eckhof stolz. Ich weiß, daß Aeschylus und Sophocles, Aristophanes und Euripides nimmer so berühmt und groß geworden wären ohne diese Histrionen, welche das Volk für diese erhabenen Dichterwerke begeisterten, ich weiß, daß die größten Dichter der neueren Zeit, daß Englands Shakespeare und Frankreichs Molière auch Histrionen waren, auch zu diesen verachteten und verworfenen Geschöpfen gehörten, welche von den Thoren und Finsterlingen verdammt wurden und denen die engherzigen, kleinlichen und hochmüthigen Priester, welche sich die Diener des Gottes der Liebe nennen, nach ihrem Tode sogar noch die Ruhe des Grabes ver-

sagen wollten. Ich weiß auch, daß der Fluch uns zum Segen geworden ist, und daß unsere Kunst nur gedeihen konnte, wenn sie als Märtyrerin ihrer selbst sich stählte und stärkte an ihren eigenen Schmerzen, und sich tränkte mit ihren Thränen und ihrem eigenen Herzblut. Was groß ist, muß leiden und dulden, und was sich mächtig und glanzvoll emporringen soll aus dem Staub und der Erniedrigung, muß erst die Weihe des Unglücks und die Taufe der Thränen empfangen haben. — Aber wozu sage ich Ihnen das Alles, wozu rede ich zu Ihnen, denen die Gelehrsamkeit das Herz versteinert und die Frömmigkeit die Brust mit Anmaßung und Stolz angefüllt hat? Ich kam hierher, um zur Versöhnung die Hand zu bieten. Man hatte mir erzählt von diesen Zwistigkeiten und Mißstimmungen, welche, durch das Theater veranlaßt, zwischen den Professoren und den Studenten herrschten. Ich wollte versuchen, mit einem Lächeln der Kunst die Runzeln von der Stirn der Gelehrsamkeit zu verschleichen, und bei den Studenten die Liebe zu den Wissenschaften neu zu entflammen, indem sie gewahren sollten, daß die Vertreter der Wissenschaft auch Liebe zu der Kunst zeigten. Sie, meine Herren, hatten nicht den feinen Tact und den guten Kopf, das zu begreifen, Sie haben die Hand der Versöhnung von sich gestoßen, Sie wollen Krieg! Nun wohl, so sei es denn Krieg. Die Kunst hat ihre diamantenen Waffen, mit denen sie sehr wohl kämpfen kann gegen die gelehrte Dummheit und die unchristliche Frömmigkeit. Leben Sie wohl, meine würdigen und gelehrten Herren Professoren, leben Sie wohl, erhabene Histrionen der Studirstube, des Katheders und der Wissenschaft, leben Sie wohl!

Er verneigte sich tief, und ohne die vor Zorn und

Indignation erstarrten Professoren nur eines Blickes zu würdigen, ging Eckhof hinaus, hinunter auf die Straße, wo Joseph Fredersdorf ihn erwartete.

Nun? fragte er lebhaft. Haben sie die Einladung angenommen?

Es ist Alles so gekommen, wie Du gesagt hast, Freund. Sie haben mich mit schändem Hohn zurückgewiesen und mir stolz den Rücken zugewandt. Aber sie mußten doch hören, was ich ihnen darauf zu erwidern hatte, und ich denke, meine Worte werden ihren erhabenen langen Ohren einige Schmerzen bereitet haben.

Du wirst jetzt zugeben, daß ich Recht hatte, nicht an unser Glück in Halle zu glauben, und an das innige Zusammenhalten der Männer der Wissenschaft mit den Männern der Kunst?

Ja, Du hattest Recht, Joseph. Ich sehe das jetzt ein. Die Gelehrsamkeit dieser Männer ist ein erstarrter, blüthenloser Sumpf, in dem alle ihre besseren und menschlichen Gefühle zu Grunde gehen. Professoren nennen sie sich? Eunuchen sind sie, gar nicht im Stande, neue Menschen zu zeugen, sondern nur klaffend und zähnefletschend vor den todten Schätzen zu liegen, welche sie bewachen, und die ihnen je schöner und heiliger erscheinen, desto älter, bestäubter und unverständlicher sie sind. Komm, Joseph, wir haben nichts mehr zu schaffen mit diesen Männern der Wissenschaft, des Staubes und der Stubengelehrsamkeit, wir sind Künstler, uns gehört das Leben, die Jugend und die Zukunft, und die ganze Welt ist unser Auditorium! Komm, wir wollen in die Probe gehen, und beim Himmel, wir wollen unserm Auditorium heute Abend eine Vorlesung halten, deren jauchzender Wie-

derhall die Herren Professoren wie ein Blitzstrahl zerschmettern soll. —

Oben in dem Zimmer des Herrn Professor Franke waren indessen die drei gelehrten Herren in tiefer und ernster Berathung beisammen geblieben.

Heute Abend also ist sein Benefiz! brummte Professor Franke.

Zweihundert Studenten werden dort sein! seufzte Professor Biermann.

Und unsere Auditorien stehen leer! wimmerte Professor Heinrich.

Eine Pause trat ein. Dann erhob Herr Professor Franke sein gesenktes Haupt und blickte mit leuchtenden Augen auf seine Freunde hin.

Wir müssen einen energischen Entschluß fassen, sagte er. Wir müssen diesem Unwesen mit Gewalt Einhalt thun. Es ist ein Scandal für die Wissenschaft und die ganze Stadt, daß unsere Studenten den Histrionen nachlaufen und sich abwenden von den Professoren und ihrem Studium.

Ja, wir müssen dem Einhalt thun, sagte Biermann, denn nicht bloß unser Ruf, sondern auch unsere Börse, und ich darf sagen, auch unser häusliches Glück, leidet darunter. Ich habe meiner Frau die Collegiengelder ein für alle Mal zu ihrem Taschengeld angewiesen. Nun, in diesem Semester hat sie also fast gar nichts bekommen, und das fällt auf mich zurück. Sie ist sehr verstimmt, weil sie kein Taschengeld hat, und achtet mich weniger, weil ich keine Zuhörer habe.

Ich, der ich zum Glück keine Frau habe, sagte Professor Heinrich, ich pflegte für die Collegiengelder meinen Bedarf an Schnupitaback und Kanaster einzukaufen. Es studirt sich besser, der Geist ist frischer, wenn man seine Pfeife raucht und sein Gehirn mit

einer Priße stärkt, ich muß mich aber nun in diesem Semester sehr in diesem Genusse beschränken, und meine Studien und meine Arbeiten leiden darunter.

Sie sehen also, wir müssen schleunig diesem wuchernden Uebel abhelfen, rief Franke. Wir wollen noch heute einen Schritt dazu thun. Das General-Directorium hat entschieden, daß nur erst dann die Comödianten entfernt werden sollen, wenn ihr Hiersein zu einem öffentlichen Scandal Veranlassung gegeben hat. Nun wohl, rufen wir einen solchen öffentlichen Scandal in's Leben. Es werden heute Abend gegen zweihundert Studenten im Theater anwesend sein, wie dieser Herr Eckhof sagt. Daraus folgt, daß es noch einige hundert Studenten giebt, welche nicht da sein werden. Unter diesen werden sich ohne alle Frage einige entschlossene, kühne und fromme Jünglinge finden, welche Gott, die Wissenschaft und ihre Lehrer hoch genug achten, um in die Schranken zu treten gegen dieses unchristliche Comödiantenwesen, und im Namen der guten Sitte einen Scandal veranlassen. Wenn wir zum Beispiel einige solcher gutgesinnten Studenten veranlassen könnten, heute Abend auch in's Theater zu gehen, und zu zischen und zu trommeln, wenn die andern Studenten klatschen und Bravo rufen, so würde das ohne Zweifel genügen, den gewünschten Lärm und das öffentliche Aergerniß hervorzurufen, und wir haben dem General-Directorium gegenüber, was wir brauchen.

Eine ganz vortreffliche Idee!

Nur fürchte ich, daß es schwer sein wird, Studenten zu finden, die sich in solche Gefahr begeben, und ihre gesunden Glieder, ja vielleicht ihr Leben wagen wollen.

Wir müssen sie unter denen suchen, in deren Vor-

theil es liegt, bei dem Rector Magnificus in Gunst zu stehen. Wir werden unsere Streiter also unter den Jünglingen suchen, welche Stipendien empfangen, und also ganz naturgemäß zu mir halten, weil es von mir abhängt, ihnen das Stipendium auch für das nächste Semester zu sichern. Auch giebt es einige Studenten, welche, nur der Wissenschaft lebend, diese eitle Kunst verachten und, wie ich mit Bestimmtheit weiß, niemals das Theater besuchen. Ich nenne Ihnen zum Beispiel den jungen und fleißigen Studenten Lupinus. An ihn werde ich mich wenden, und er wird ohne Zweifel meiner Aufforderung entsprechen. Er ist klein und schwächlich, das ist wahr, aber er steht in großem Ansehen unter der Studentenschaft, und es ist also gut, wenn er dabei ist. Außerdem kenne ich wohl noch fünf Studenten, auf welche wir sicher zählen können, und die uns behülflich sein werden, unser edles Ziel zu erreichen. Ihnen werde ich also diese Billets geben, welche dieser übermüthige Comödiant hier zurückgelassen hat. Es war sein Wunsch, daß dieselben heute von uns gebraucht werden sollten. Nun wohl denn, wir wollen sie gebrauchen, nur wollen wir es nicht zum Zweck dieses schnöden und sinnlichen Vergnügens thun, sondern im Dienste Gottes, der Wissenschaft und der Tugend!

Und weil dem so ist, wird Gott auch unser Bemühen segnen und es mit einem glücklichen Erfolg krönen! sagte Herr Professor Heinrich salbungsvoll, indem er dem Rector seine Hand darreichte.

II.

Der Student Lupinus.

Allein und einsam wie immer saß der junge Lupinus in seinem Zimmer, vor seinem mit Büchern und Folianten bedeckten Schreibtisch. Sein Antlitz war noch bleicher und abgemagerter wie damals, als wir ihn in Berlin kennen lernten. Seine Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, waren umgeben von jenem traurigen, bläulichen Ringe, der immer der Widerschein innern Leidens zu sein pflegt. Seine bleichen Lippen waren fest und schmerzlich zusammengepreßt, und diese schmale kleine Hand, mit welcher er sein armes blasses Haupt stützte, war von einer durchsichtigen Magerkeit und Weiße.

Lupinus arbeitete oder schien wenigstens zu arbeiten. Vor ihm lag einer jener ehrwürdigen, in Schweinsleder gebundenen Folianten, welche so sehr die Ehrfurcht und Achtung der Gelehrten erregen, und in denen die Quellen ihres Wissens und ihrer Forschungen sprudeln.

Die Blicke des jungen Mannes ruheten auf der vor ihm aufgeschlagenen Seite des Folianten. Aber so lange und so stätig, daß man wohl sah, wie er über dem Denken und Grübeln das Lesen vergessen hatte.

Welche Freude würden die Herren Professoren gehabt haben, wenn sie ihn so, über den Folianten geneigt, ganz Andacht und Aufmerksamkeit, hätten sehen können!

Aber welches Entsetzen und welcher Abscheu würde sie ergriffen haben, wenn sie gewahrt hätten, was Lupinus eigentlich las, und welches unheilige Blatt da über der Ehrfurcht gebietenden Druckschrift ausgebreitet lag.

Dieses Blatt war ein Comödienzettel, der Comödienzettel des heutigen Abends, und auf ihm ruhten die Blicke der jungen Studenten Lupinus.

Nein, nein, sagte er nach einer langen Pause, ich werde nicht hingehen. Ich will mein Herz überwinden, wie ich es diese zwei langen, entsetzlichen Monate schon gethan habe. Ich will und darf Eckhof nicht wiedersehen, niemals wieder. Ich fühle, daß ich verloren wäre, wenn ich es thäte. Ah, als ob ich nicht auch ohnedies verloren bin. Als ob ich ihn nicht ewig vor mir sähe, als ob seine großen, brennenden Augen nicht immer hier in meinem armen Herzen bohrten und glühten, als ob vor meinen Ohren nicht ewig seine sanfte melodische Stimme erklänge und mir das Grablied meiner Ruhe und meines Friedens sänge. Vergebens sträubte ich mich gegen mein Verhängniß, es ist doch über mich hereingebrochen und hat meine ganze Vergangenheit, meine ganze Zukunft zerschmettert. Möge mein Herz unter diesen Trümmern verbluten, ich darf und will nicht versuchen, es zu retten. Ich will ehrlich sterben, wie ich ehrlich gelebt habe. Nur möge mir Gott die Kraft verleihen, daß meine sterbenden Lippen meinem Vater nicht fluchen und ihn nicht anschuldigen. Er hat sich schwer an mir veründigt, er hat mich hinausgeschleudert aus den Bahnen, welche das Schicksal und die Natur mir vorgezeichnet, er hat die Natur seinem Willen unterordnen wollen, und ich bin das Opfer dieses egoistischen Willens geworden. Möge das Gott ihm vergeben. Wie

Christus am Kreuze flehe auch ich: vergieb ihm, Gott, denn er wußte nicht, was er that! — Und jetzt, fuhr Lupinus nach einer Pause fort, jetzt genug der Klage und des Bedauerns! Ich habe meinen Entschluß gefaßt, ich werde dieser Versuchung Widerstand leisten, ich werde nicht in's Theater gehen, denn niemals, oh nein, niemals darf ich ihn wiedersehen! —

Mit einer heftigen Bewegung nahm er den Theaterzettel und drückte die Stelle, wo der Name Eckhof stand, an die Lippen. Dann zerriß er das Papier in kleine Stückchen, die er mit einem traurigen Lächeln über seinen Schreibtisch und seine Bücher austreute.

Das ist die Saat meiner Schmerzen, sagte er leise, möge sie aufgehen und sich entfalten zu einer Blume auf meinem Grabe. Aber so lange ich lebe, will ich kämpfen und standhaft sein. „Kräftig, tapfer und treu, bis an's Ende.“ Das sei die Devise, welche ich über mein Leben wie eine flatternde Fahne ausbreite, und unter der ich muthig streiten und ringen will mit der Welt und meinem eigenen Herzen. Ruhe, träume und stirb, mein Herz, und Du, mein Geist, wache auf und tröste mich!

Er neigte seine Blicke wieder auf den vor ihm aufgeschlagenen Folianten und las. Dies Mal nicht bloß mit seinen Augen, sondern auch mit seinem Geiste und seinen Gedanken.

Aber das dauerte nicht lange, ein leises Klopfen an seiner Thür störte ihn, und ehe er noch Zeit hatte aufzustehen, ward die Thür geöffnet und der Rector Magnificus Professor Franke trat herein. Mit einer seltenen Freundlichkeit und Herablassung begrüßte er den über die ungewöhnliche Ehre dieses Besuches ganz erstaunten und sprachlosen Studenten, dessen Verwir-

rung dem Stolz des Rectors ein wohlwollendes Lächeln abgewann.

Mein Besuch scheint Sie zu überraschen, sagte er, und Sie finden vielleicht, es sei ungewöhnlich, daß der Rector der Universität zu einem Studenten komme. Aber was wollen Sie, junger Mann, Sie sind selber so ungewöhnlich, daß man, um Ihnen seine Beachtung und Anerkennung zu zeigen, auch zu ungewöhnlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß. Sie sind der fleißigste, gelehrteste, ehrbarste und stillste Student unserer Hochschule. Man sieht Sie niemals in den Wirthshäusern, auf dem Fectboden oder bei den lustigen Studentengelagen. Immer sind Sie einsam und nur mit Ihrer Wissenschaft und Ihren Studien beschäftigt. Deshalb sind Sie der Liebling und die Hoffnung aller Professoren, und deshalb ist es, daß ich, der Rector Magnificus, persönlich komme, Ihnen meine Achtung zu beweisen.

Es ist dies eine Ehre, welche mich tief beschämt, sagte der junge Lupinus hoch erröthend, eine Ehre, deren ich mich kaum würdig fühle.

Ich will Ihnen einen noch größern Beweis meiner Achtung geben, fuhr der Professor fort. Ich will Sie zu meinem Vertrauten machen, und Sie Theil nehmen lassen an einer Intrigue, welche, so klein sie auch scheint, doch für die Wissenschaft von den größten und hoffentlich heilbringendsten Folgen sein wird.

Und mit beredten Worten setzte ihm Franke jetzt die Gefahr auseinander, mit welcher die Wissenschaft von der Anwesenheit der Comödianten bedroht werde, und von dem unheilvollen Einfluß, welchen das Theater auf die Studenten ausübe. Indem er ihm den Bescheid des General-Directoriums mittheilte, vertraute er ihm dann den Plan an, welchen die Pro-

fessoren entworfen hatten, um heute den gewünschten Scandal herbeizuführen, und bei welchem Lupinus eine werthtätige Rolle spielen sollte. —

Der junge Mann hörte der salbungsvollen Rede des Professors schweigend und wie erstarrt in innerem Schrecken zu. Franke sah das nicht, er sah nicht diese finstern, flammenden Blicke, welche Lupinus auf ihn schleuderte, er sah nicht, wie er allmählig erbleichte, und wie er seine zitternden Lippen fest aufeinander preßte, um die heftigen Worte vielleicht zurückzudrängen, die aus seiner Brust emporstiegen. Der Professor hörte sich selber zu, und bewunderte froh seine eigene eifervolle Redegewandtheit, wie hätte er da das Antlitz dieses Jünglings beobachten können, an dessen dienstbereiter Ergebenheit er gar nicht zweifelte, und dessen Weigerung ihm wie ein unglaubliches Märchen würde erschienen sein.

Auch weigerte sich Lupinus gar nicht. Er nahm ganz gelassen das dargereichte Billet an und legte es, ohne irgend eine Erwiderung auf seinen Schreibtisch. Er hörte schweigend den weitem Auseinandersetzungen des Professors zu, und dieser nahm das Schweigen für eine ehrfurchtsvolle Zustimmung.

Als aber der Herr Rector sich endlich entfernt hatte und Lupinus allein war, da wich die Ruhe aus seinen Zügen und sein ganzes Wesen war jetzt Bewegung, Aufregung und Leidenschaft. Mit einer heftigen Bewegung nahm er das Theaterbillet und warf es zur Erde, um mit seinen Füßen darauf zu stampfen, und es diesen ganzen Zorn, diese Verachtung empfinden zu lassen, welche er dem Professor nicht zu zeigen gewagt hatte.

Mich, mich wollen sie zum Werkzeug dieser Erbärmlichkeiten machen! sagte er zähneknirschend. Weil

ich zurückgezogen, einsam und freudelos lebe, scheine ich ihnen geeignet, eine solche Infamie auszuführen. Weil ich nicht in's Theater gehe, glauben sie, daß ich ein Verächter der Kunst bin, und sie, gleich ihnen, für eine Feindin der Wissenschaft halte. Oh, oh, wie wenig kennen sie mich, wie wenig verstehen es diese klugen und gelehrten Professoren, in den Herzen und den Gesichtern der Menschen zu lesen! — Aber wie, Eckhof ist in Gefahr, ich weiß es und soll schweigen? Eckhof wird bedroht von diesen engherzigen, aufgeblasenen Professoren, und ich soll ihn nicht warnen? Wäre das nicht ein Verrath, den ich an mir selber beginge, ein Verbrechen gegen die Kunst und mein eigenes armes Herz?

Mit heftigen Schritten, mit keuchendem Athem ging er im Zimmer auf und ab, ringend mit den Gedanken und Entschlüssen, welche sein Inneres bewegten und wie Orkane in ihm tobten und brausten. Plötzlich blieb er stehen. Sein Antlitz strahlte jetzt von Entschlossenheit und Energie, seine Augen glänzten im Feuer der Begeisterung.

Ich wollte meine Sehnsucht und mein Herz der Pflicht zum Opfer bringen, sagte er, aber Gott hat mein Opfer nicht angenommen, Gott hat es verworfen und mir selber den Weg vorgezeichnet, den ich zu gehen habe! Ich will nicht der Theilnehmer dieser Verschwörung sein, wenn ich sie verschwiege, wäre ich es. Ich werde also nicht schweigen.

Mit einem glücklichen Lächeln nahm er seinen Hut, und seine Wohnung verlassend eilte er hinunter auf die Straße. Aber vor der Thür Eckhof's angelangt, zögerte er, und eine glühende Röthe, gefolgt von einer tödtlichen Blässe, übergieß sein Gesicht.

Nein, nein, flüsterte er leise, ich habe heute noch

nicht die Kraft, ihn wiederzusehen. Ich würde sterben, wenn seine Augen mich anblickten. Ich will zu Frederisdorf gehen.

Der junge Joseph Frederisdorf, welcher jetzt aus einem Jünger der Wissenschaft sich in einen Jünger der Kunst verwandelt hatte, war zu Hause und empfing Lupinus mit freudigem Erstaunen.

Der Heilige traut sich in die Höhle des Weltkin- des, sagte er mit einem fröhlichen Lachen, der auf dem Dreifuß der Wissenschaft thronende Gelehrte steigt her- ab von seiner Höhe, um den Helden und Liebhaber der Theater- und Coulissenwelt aufzusuchen. Das ist ein unerhörtes Ereigniß, welches jedenfalls etwas zu bedeuten haben muß. —

Sie spotten über mich und doch haben Sie dabei das Rechte getroffen, sagte Lupinus. Ja, es hat etwas zu bedeuten, daß ich hier bin, denn nicht ohne eine ernste Veranlassung würde ich, welcher so undankbar und schroff Ihre freundliche Annäherung zurückgewie- sen hat, den Muth gefunden haben, zu Ihnen zu kommen. Aber ich weiß, daß Sie mir vergeben wer- den um des Zweckes willen, der mich zu Ihnen führt. Hören Sie mich an und dann urtheilen Sie!

Mit hastigen Worten, oft unterbrochen von den Ausrufen Frederisdorf's, von den Ausbrüchen seines Unwillens und seines Zorns, erzählte ihm Lupinus von dem Besuch des Rectors und von dem Zweck desselben.

Das ist also eine Verschwörung in bester Form, sagte Joseph, als Lupinus geendet hatte, eine Ver- schwörung, um daretwillen, wenn sie von den Stu- denten ausginge, die Herren Professoren Zeter und Mordio schreien und die armen Jungen auf das Kar- zer schicken würden, wie sie es mir so oft gethan.

Eine Verschwörung, welche, wenn sie gelänge, die Entfernung der Schauspieler zur Folge haben würde, sagte Lupinus.

Sie darf also nicht gelingen. Wir müssen Alles anwenden, dies zu verhindern. Das Wichtigste ist, daß wir die übrigen Studenten ermitteln, welche der Herr Rector mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut hat. Diese müssen wir für uns zu gewinnen suchen, oder, wenn dies nicht gelingen will, sie am Besuch des Theaters verhindern.

Und wenn wir diese Studenten nicht ermitteln können.

Dann müssen wir geschehen lassen, was nicht zu ändern ist, aber wir müssen die üblen Folgen zu hintertreiben suchen. Wir müssen uns an den König wenden und ihm sagen, wer den Scandal veranlaßt hat, und, weshalb das geschehen ist. Der König ist gerecht und, wie ich glaube, den Schauspielern der Bühne mehr gewogen, als den Schauspielern der Kanzel und des Ratheders. Zum Glück ist es nicht schwer zu dem König zu gelangen, am allerwenigsten für mich, den Bruder des Geheim-Kämmerers. Sehen wir also den Dingen, welche da kommen sollen, mit Ruhe und Fassung entgegen. Seien wir thätig, besonnen und klug, und der Sieg wird auf unserer Seite sein. Jetzt aber, mein theurer Freund, denn Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß der höchst ungelehrte und sehr wenig ehrbare Schauspieler Sie von heute an seinen theuersten und besten Freund nennt, jetzt wollen wir vor allen Dingen zu meinem Meister und Herrn, zu Eckhof gehen. Eckhof muß nicht allein diese Verschwörung, sondern auch Denjenigen kennen lernen, dem wir die Kenntniß derselben schulden. Eckhof muß Ihnen danken, und ich weiß,

er wird das mit Freuden thun, denn er gehört zu den großen und edlen Seelen, welche es nicht scheuen, Andern verpflichtet zu sein und zur Dankbarkeit nicht zu stolz sind. Kommen Sie also zu Eckhof.

Er wollte Lupinus ungestüm mit sich fortziehen, dieser aber wehrte ihn sanft zurück. Nein, sagte er, ich gehe nicht zu Eckhof. Ihm kann es gleichgültig sein, wer ihm diese Warnung gebracht, und ich habe es nicht gethan, um Dank zu erwerben, sondern um meinem Gewissen Genüge zu thun. Was soll ich bei Eckhof? Er würde spotten über den ungelenkigen, schüchternen und traurigen Studenten, und wie demüthig und unbedeutend ich immer sei, so will ich doch nicht, daß man über mich lache.

Glauben Sie wirklich, daß Eckhof das thun würde? Er, welcher die tiefste Verehrung, die heiligste Andacht hat für Alles, was der Kunst und der Wissenschaft angehört, für Alles, was natürlich und wahr, edel und gut ist? Er, welcher das Herz eines Kindes und die Liebeskraft einer Frau hat, er sollte Sie verlachen, weil Sie nicht sind, wie wir, das heißt, nicht leichtsinnig, übermüthig, unverständig und thöricht, sondern weise und gelehrt, obwohl Sie ein Kind sind, treu und zu gut selbst gegen uns, welche Sie ohne Zweifel geringschätzen!

Ich? fragte Lupinus ganz erstaunt. Ich sollte Sie geringschätzen? Ach, Sie wissen also nicht, — aber nein, unterbrach er sich selber, wir sprechen über das Alles ein ander Mal. Heute haben wir Beide zu thun. Ich will versuchen, die Studenten zu ermitteln, welche der Herr Rector gewonnen hat, und Sie müssen zu Eckhof eilen, um mit ihm die nöthigen Verabredungen zu treffen.

Sie wollen mich also nicht zu ihm begleiten?

Nein, mein Freund, heute nicht! Lassen Sie uns erst die Begebenheiten dieses Abends abwarten, morgen vielleicht bitte ich Sie, mich zu ihm zu führen!

Das wäre einmal ein Triumph, den ich den Herren Popsgelehrten wünsche. Herr Lupinus, die Leuchte der Wissenschaft, der berühmteste Arzt der Zukunft, Herr Lupinus, ein Freund der Schauspieler, ein Freund des verachtungswürdigen Renegaten der Gelehrsamkeit, Joseph Frederdsdorf's! Hören Sie, Sie müssen mir den stolzen Triumph gönnen, dreimal mit Ihnen Arm in Arm um den Marktplatz und den grünen Thurm zu gehen. Dreimal hintereinander, versprechen Sie mir das?

Sorgen wir erst, daß der Plan der Professoren mißlingt, und die Schauspieler nicht aus Halle vertrieben werden!

Und wenn wir dies erreicht haben, dann wollen Sie mit mir Arm in Arm drei Mal um den Marktplatz gehen?

Nicht drei Mal nur, sondern so oft Sie wollen!

Nun habe ich die Kräfte eines Simson und die Schlaubeit einer Delila, sagte Joseph mit komischem Pathos. Mit diesem Ziel vor Augen werde ich alle unsere Feinde besiegen.

III.

Der Scandal im Theater.

Die Stunde der Aufführung war gekommen. Ganz Halle schien heute in einer freudigen Erregung, und wie bei einer plötzlichen Völkerwanderung sah man ganze Schaaren von Menschen durch die Straßen dahineilen, dem kleinen, ärmlichen Schauspielhause zu, durch dessen weitgeöffnete Pforten sich die schwarze Menschenmasse ächzend und stöhnend, kreischend und fluchend, bittend und jammernd langsam vorwärts in das Haus hineinbewegte. Nicht wie in Berlin sah man hier glänzende Equipagen und Diener mit Fackeln die Pforten des Kunsttempels umlagern, sondern bescheiden und unscheinbar nahte sich Jeder zu Fuß, und höchstens begleitet von einem Diener, welcher die Stangenlaterne trug, oder einer Magd, welche ihrer alten und die kalte Luft des ungeheizten Theaters fürchtenden Herrin das „Feuerstübchen“*) mitbrachte, um in dieses düstere, schmucklose und banfällige Gebäude zu treten, das vor Kurzem noch ein Kornspeicher gewesen und jetzt zu einem improvisirten Schauspielhaus umgewandelt worden war. Das Publikum von Halle war kein glänzendes, festlich geschmücktes, kein Publikum der Mode und des guten Tons, sondern ein

*) In Berlin ward im Jahr 1745 ein Verbot erlassen, keine Feuerstübchen mehr in's Theater mitzubringen, weil mehrmals schon die Kleider der Damen dadurch in Brand gerathen waren. L. Schneider, Geschichte der Berliner Oper Seite 20.

Publikum, welches, indem es kam, seine Vorurtheile und Abneigungen überwunden hatte, und im Theater nicht eine müßige Zerstreuung, eine bequeme Erheiterung, sondern einen ernstern Kunstgenuß, eine anregende, geisterweckende Unterhaltung suchte. Um so größer also war die Freude und der Triumph Eckhof's, ein solches Publikum sich erobert und in dieser Stadt ernster Bildung und tiefern wissenschaftlichen Sinnes sich Anerkennung und Bedeutung errungen zu haben. Zumeist freilich verdankte er dies den Studenten, denn die Jugend ist immer kühn genug, das Vorurtheil zu verachten, und hat immer ein offenes Auge, das Schöne zu erkennen, ein offenes Herz, seine Freude daran unverhohlen zu äußern. Eckhof, welcher damit angefangen hatte, der Liebling der Studenten zu werden, hatte damit aufgehört, der Liebling der ganzen Stadt, sogar der ehrsamten Spießbürger und „Philister“, mit Ausnahme der Herren Professoren, zu sein.

Ganz Halle also, wiederum mit Ausnahme der Professoren, wollte heute Abend Eckhof seine Liebe und Bewunderung bezeigen, indem es seinem Benefize beiwohnte, und sich Billets lösete zu dieser neuen, noch nie gesehenen Tragödie Voltaire's, dem Britannicus. Wäre das Schauspielhaus heute dreimal so groß gewesen, es würde kaum genügt haben, um alle Diejenigen aufzunehmen, welche jetzt mit traurigem Gesicht wieder von der Kasse zurücktraten und verstimmt heimwärts gingen, weil kein Billet mehr zu erlangen gewesen. Desto vergnügter und glücklicher waren Diejenigen, welche, bewaffnet mit einem Einlaßbillet und zwei kräftigen Ellenbogen, sich bereits in den Zuschauerraum hineingearbeitet hatten, und jetzt athemlos auf die Bänke hinsinkend ausruhten von dem gewichtigen Kampf.

Im Parterre gewahrte man dichtgedrängt die phantastischen, langbärtigen, jugendfrischen und kräftigen Gestalten der Studenten, deren funkelnde Augen und lachende Gesichter genugsam das Interesse verkündeten, das sie an dem heutigen Abend nahmen. Nur hier und da begegnete man unter ihnen einem ernstern, mißmuthigen Gesicht, einem finster blickenden Auge, aber Niemand achtete auf sie. Jeder war so sehr beschäftigt mit seiner eigenen, erwartungsvollen Freude, mit dem Anschauen der schönen jungen Frauen und Mädchen, welche allgemach jetzt die Logen füllten und schamvoll und erröthend vor den brennenden und dreisten Blicken der Studenten die Augen niederschlugen, mit dem Betrachten dieses geheimnißvollen Vorhanges, hinter dem das Glück und der Genuß dieses Abends sich noch verbarg, und durch dessen hier und da angebrachte kleine Oeffnungen man zuweilen das Auge irgend eines Künstlers oder einer Künstlerin gewahrte, die das wogende und plaudernde Publikum beobachtete, wie dieses den Vorhang beobachtete, Beide voller Erwartung der kommenden Dinge, Beide in höchster Aufregung und Spannung den nächsten Stunden entgegensehend. Niemand, wie gesagt, achtete auf diese wenigen, unter der Masse verstreuten Studenten mit den ernstern Gesichtern und den finster zusammengezogenen Augenbraunen, Niemand außer Lupinus. Er, welcher das Antlitz jedes Studenten vor seinem Forscherblick die Revue hatte passiren lassen, er hatte sehr bald an ihren Geberden und Augen diese von Professor Franke angeworbenen Studenten erkannt, deren Namen er vorher nicht zu ermitteln gewußt, und die man daher vom Besuch des Theaters nicht hatte zurückhalten können. Ueberdies machten sie, welchen Professor Franke anvertraut, daß auch Lupinus zu den

Beschworenen gehöre, ihm Zeichen des Einverständnisses und nickten ihm mit einem geheimnißvollen Lächeln zu. Einmal flüsterte ihm einer dieser Studenten zu: „Es wird ohne alle Frage zu einem heißen Kampf kommen, und ich fürchte sehr für uns, denn wir sind in der Minorität. Hast Du für alle Fälle Dein Papier mitgebracht, Bruder Lupinus?“ Aber ehe Lupinus antworten konnte, hatte eine neue Woge heranströmender Studenten den Frager von seiner Seite fortgetrieben. Diese neuangekommenen Studenten schienen indeß minder harmlos und freudig wie die Uebrigen. Ihre Blicke schienen drohend in der Menge nach irgend einem verborgenen Feind zu suchen, und wenn sich ihnen irgend ein verdächtiges Gesicht, ein zu bezugwöhnender Student zeigte, so flüsterten sie untereinander und blickten mit herausforderndem Lachen nach ihren vermeintlichen Feinden hin. Aber den jungen Lupinus schienen auch sie zu den ihrigen zu rechnen, denn ihm nickten sie freundlich zu und drängten sich zu ihm, um ihm die Hand zu drücken und leise einige Worte des Beifalls und Lobes über seine Anwesenheit an ihn zu richten. Diese Studenten waren die nähern Freude und Vertrauten Joseph Fredersdorf's. Ihnen hatte er die Gefahr mitgetheilt, welche die Schauspieler heute Abend bedrohte, sie hatte er zum Beistand derselben aufgefordert, nicht zu einem Beistand der Thatkraft und des Handelns, sondern zu einem Beistand des Stillseins und der Friedfertigkeit. Sie hatte er beschworen, die Ruhe des heutigen Abends aufrecht zu erhalten und dadurch die Intrigue der Professoren zu vereiteln, ihre jugendliche Hestigkeit und Leidenschaftlichkeit zum geduldigen Ausharren zu sänstigen, und die Provocationen der händelsuchenden, von den Professoren angeworbenen Studenten

nur mit dem Schweigen der Verachtung zu erwidern. Sie hatten ihm das zugesagt, und es war ihnen wirklich Ernst mit ihrem Versprechen gewesen. Das sah man an ihrer stillen ernstern Haltung, das hörte man an diesen friedfertigen, versöhnlichen Worten, welche sie hier und dort an die ihnen bekannten und nicht in das Geheimniß eingeweihten Studenten richteten, an diesem Losungswort, welches sie überall hin verbreiteten: „Kein Scandal heute Abend! Um jeden Preis Ruhe gehalten!“

Aber alle diese wogenden und stürmenden Massen beruhigten sich endlich, das Geplauder in den Logen, das Summen und Schwirren, das Lachen und Schieben und Stoßen im Parterre verstummte bei dem scharfen und durchdringenden Schall des kleinen Glöckchens, welches das Beginnen des Schauspiels und das Aufrollen des Vorhangs ver kündete.

Das Stück begann, und nie hatte Eckhof mit solchem Feuer, mit solcher Begeisterung und so hinreißendem Schwung gespielt, nie indeß waren die Studenten ruhiger, geräuschloser und ernster gewesen, wie an diesem Abend. Und doch waren sie nicht gleichgültig oder theilnahmlös, das sah man an ihren blitzenden Augen, an ihren vor Freude gerötheten Wangen, das hörte man an diesem dann und wann aus diesen schwarzen Massen aufrauschenden Gemurmeln des Entzückens, welches oft für den Künstler eine schmeichelhaftere und anfeuerndere Musik ist, als das laute Händeklatschen, das jauchzende Bravogeschrei. Dieses unterbricht in seiner egoistischen Freude den Künstler, jenes unterdrückt und bezwingt sich selber, und gönnt sich nicht den lauten Ausbruch, um nicht eine Bewegung, ein Wort des Künstlers dadurch zu verlieren und zu verdecken.

Aber es kam doch ein Moment, wo der Sturm des Beifalls sich nicht mehr unterdrücken ließ, wo die Studenten ihrer angenommenen Klugheit und Vorsicht vergessend laut aufjauchzten vor Entzücken, schallend ihre Hände in einander schlugen, wie junge sieges-trunkene Stiere brüllten nach ihrem Liebling, und jauchzend und schreiend und stampfend und polternd Eckhof, welcher eben die Bühne verlassen hatte, riefen und sein Erscheinen bei offener Scene verlangten.

Der Kampf wird jetzt unvermeidlich sein, sagte Lupinus zu sich selber, aber was thut das? Eckhof hat es wohl verdient, daß man um seinetwillen alle kleinlichen Rücksichten und Erbärmlichkeiten vergißt. Für ihn zu sterben, das müßte ein seliger Tod sein.

Als Eckhof jetzt, dem stürmischen Rufen und Poltern nachgebend, auf der Bühne erschien, da leuchteten die Augen des jungen Lupinus vor Entzücken und Freude; gleich all den Andern klatschte er in die Hände und ein glückliches Lächeln überstrahlte sein bleiches Angesicht.

Es war ein köstlicher Moment des Triumphes für Eckhof, dieses begeisterte Publikum zu sehen, welches so freudig ihm zujauchzte, diese Studenten zu gewahren, welche in der Extase ihrer Leidenschaft und der Gluth ihrer Jugendbegeisterung alle Ruhe und Besonnenheit fahren ließen, um trotzig und kühn der Gefahr mit ihrem Entzücken in's Angesicht zu schlagen.

Eckhof verneigte sich und dankte mit Lächeln und Geberden für die Ehre dieses Moments, das Publikum jauchzte und schrie, als plötzlich dieses Bravorufen und dieses Händeklatschen durch jenes furchtbare, widerliche Geräusch unterbrochen ward, das für den Bühnenkünstler die eigentliche Trompete des Weltgerichts ist. Ein grelles, durchdringendes Pfeifen ließ

sich hören, es übertönte den Jubel der Menge, es ward stärker, heulender, vielfältiger, je mehr die Studenten bemüht waren, es unter neuen, gewaltigeren Explosionen ihres Beifalls zu ersticken.

Wie auf einen Zauberschlag veränderte sich jetzt die Physiognomie des Parterre's. Die jugendlichen, frischen Gesichter, welche bis jetzt den Ausdruck der Heiterkeit und des Glückes gezeigt, wurden drohend und trübe, die reinen Stirnen verfinsterten sich, die vor Zorn zitternden Lippen öffneten sich nicht mehr zum Bravorufen, sondern zu Ausrufen der Verwünschung und der Drohung. Jeder schaute mit wuthsprühenden Blicken umher, um Diejenigen zu erspähen, welche es gewagt, die allgemeine Freude durch ihr freches Pfeifen und Zischen zu stören. Aber hier und dort sah man einzelne Studenten, welche sich bemühten, ihre zornigen Commilitonen zu beruhigen und ihre Wuth zu beschwichtigen, indem sie ihnen Ruhe und Besonnenheit zur Pflicht machten. Einen Moment versuchten es auch die empörten jungen Männer, aber neues Pfeifen und Zischen machte sie wieder aufbäumen, wie junge Rosse, welche der scharfe Sporn verwundet hat.

Sie haben gezischt, mein Herr, hörte man jetzt eine mächtige Stimme rufen, ich verbiete Ihnen das Zischen.

Und ich verbiete Ihnen das lächerliche Applaudiren, schrie eine andere Stimme. So lange Sie applaudiren, werde ich zischen! Nichten Sie sich danach.

Ein allgemeiner, einstimmiger Wuthschrei war die Antwort. Jetzt war es vorbei mit aller Ruhe und Gelassenheit. Die jungen Gemüther, so furchtbar provocirt, brausten auf wie das vom Sturm gepeitschte Meer. Man sah nur noch geballte Fäuste, flammende

Blicke, man hörte nur noch Worte der Verwünschung und des kecken Hohns.

Der Kampf begann, ein entsetzlicher, hitziger Kampf mit Fäusten und Klappieren, eine Schlägerei im großartigen Styl, wie sie damals unter den zwanglosen, ungebundenen Musensöhnen keine seltene Erscheinung war.

Die Damen flohen angstvoll und entsetzt aus ihren Logen, und der Theaterdirector gab Befehl den Vorhang niederzulassen, die Lichter und Lampen auszulöschen und die Polizei zu Hülfe zu rufen, um mit Gewalt dieser furchtbaren Studentenrauferei, welche nach dem Aufhören des Drama's auf der Bühne, als Drama im Zuschauerraum weiterspielte, ein Ende zu machen. Es war wirklich ein Drama im ernstesten Styl, ein Drama, bei welchem es an Flüchen und Seufzern, an Wunden und Blut nicht fehlte, und welches, wenn nicht mit dem Tode der Helden, doch mit bedeutenden Verwundungen und einigen, durch die Polizei und die Bedelle vorgenommenen Arretirungen endete.

Lange bevor es zu dieser letzten Katastrophe gekommen war, hatte Lupinus sich aus dem unter den Flüchen und dem Geschrei erbebenden Hause entfernt. Mit hastigen Schritten durcheilte er die Straßen und begab sich zu der Wohnung Joseph Frederdsdorf's. Vor der Thür stand eine Postkalesche, ein Diener verließ eben das Haus, um das Reisegepäck in den Wagen zu legen; ihm folgte Frederdsdorf im Reisegewand und ganz bereit zur sofortigen Abreise.

Als er eben in den Wagen steigen wollte, legte Lupinus seine Hand auf des jungen Schauspielers Arm.

Wohin wollen Sie, Herr Frederdsdorf? fragte er.

Nach Berlin, zum König.

Aber der König ist nicht in Berlin, sondern in Schlesien bei der Armee.

Nein! Ich habe heute Briefe von meinem Bruder erhalten. Der König ist auf einige Tage nach Berlin gekommen und mein Bruder ist bei ihm. Es wird mir also gar nicht schwer werden, den König zu sprechen, und ich werde ihm Alles der Wahrheit gemäß berichten. Er wird einsehen, daß nicht wir, sondern die wohlweisen Herren Professoren zu diesem Scandal die Veranlassung gaben, und er wird demzufolge nicht dulden, daß man uns aus Halle verweist. Leben Sie wohl, mein Freund! In vier Tagen bin ich zurück und melde Ihnen dann sogleich das Resultat meiner Reise.

Nicht doch, mein Freund, ich begleite Sie! sagte Lupinus.

Sie begleiten mich?

Nun, bedürfen Sie nicht vielleicht eines Zeugen, um der Wahrheit Ihrer Aussage Nachdruck zu geben? Ich werde also bereit sein, Zeugniß abzulegen, und ich meine, das wäre unter uns eine abgemachte Sache gewesen und Sie hätten fest auf mich rechnen müssen.

Ah, wie hätte ich vermuthen können, daß der gelehrte Student der Medicin, welcher in einigen Wochen sein Doctor-Examen machen will, daß Herr Lupinus sich aus den Armen seiner einzigen Geliebten, welches die Wissenschaft ist, losreißen würde, um einen Comödianten zu begleiten und für die verachteten und geschmäheten Schauspieler das Wort zu führen.

Lieber Freund, sagte Lupinus mit einem trüben Lächeln, wenn Sie die Wissenschaft meine Geliebte

nennen, so werden Sie mich vielleicht bald einen treulosen Liebhaber schelten müssen.

Wie sagen Sie? Auch Sie —

Lassen Sie uns fortheilen, mein Freund. Im Wagen wollen wir das Alles besprechen!

IV.

Die Freunde.

Vier Tage nach jenen unglücklichen Begebenheiten im Theater kehrte Joseph Frederisdorf mit seinem Freunde Lupinus wieder von seiner geheimnißvollen und Allen, selbst Eckhof unbekanntem Reise nach Halle zurück. Die beiden Freunde hatten kaum den Wagen verlassen, als sie sofort Arm in Arm sich in die Wohnung Eckhof's begaben.

Sie fanden ihn zu Hause, und Frederisdorf sah an dem bleichen Gesicht, den matten, glanzlosen Augen seines „Herrn und Meisters“, daß Eckhof's zartes und leicht gereiztes Gemüth empfindlich von den Begebenheiten der letzten Tage getroffen sei.

Ich bringe Ihnen da einen neuen Jünger, mein Meister, sagte Frederisdorf, auf Lupinus deutend, welcher hoch erröthend und mit niedergeschlagenen Augen dem Schauspieler sich näherte.

Eckhof lächelte traurig. Einen neuen Jünger, welcher unter meiner Anleitung die Schule der Schmerzen und der Demüthigungen nach allen Klassen und Graden durchmachen will?

Einen Jünger, welcher bis jetzt die Zierde und der Glanz der Halle'schen Universität gewesen ist, erwiderte Frederisdorf, welcher aber jetzt um Deinetwillen Alles aufgeben und verlassen will, um Dir zu folgen, Dir anzuhängen und einer der Unsrigen zu werden. Mit Einem Wort, ich bringe Dir den jungen Studenten Lupinus, welcher seine Doctorwürde, seine Gelehrsamkeit, seinen zukünftigen Ruhm, seine reichen Arzthonorare, kurz Alles, was er bis jetzt gewollt hat, im Stiche läßt, einzig und allein um Dein Schüler, um ein Schauspieler zu werden.

Du bist gut und zartfühlend, wie immer, Joseph, sagte Eckhof sanft. Du weißt, daß ich da in meinem Herzen eine Wunde habe, welche brennt und schmerzt, und Du willst sie mit dem Balsam Deiner Freundschaft und Deiner Scherze kühlen.

Aber ich rede gar nicht im Scherz, sondern im vollen Ernst. Wahrhaftig, sollte man nicht meinen, Ihr Zwei wäret ein paar schüchterne Liebesleute, welche nicht den Muth haben, an ihr eigenes Glück zu glauben? Eckhof will es durchaus nicht glauben, daß der gelehrte Student Lupinus zu ihm kommt, um sein Schüler zu werden, und Lupinus steht da just wie ein junges Mädchen, welches eine Liebeserklärung empfangen hat, und nicht wagt Ja zu sagen. So reden Sie doch, Lupinus, so sagen Sie doch diesem Zweifler hier, daß Sie freiwillig kommen, daß ich Sie nicht zum Comödianten gepreßt habe, wie weiland Friedrich Wilhelm seine großen Soldaten pressen und anwerben ließ. Freilich, Mühe genug hat es gekostet, Ihnen das Geständniß zu entlocken, und aus halben Worten, aus unterdrückten Seufzern, aus Ihrem Erröthen und Erblaffen und Ihrer glühenden Extase für Eckhof mußte ich das Räthsel, welches da in Ihrer Brust lag, deuten

und auflösen. Aber jetzt, da es einmal gelöst ist, fassen Sie Muth, junger Mann, und lüften Sie ein wenig den Schleier, welcher Ihr Inneres bedeckt.

Aber Lupinus blieb stumm, nur seine heftig wogende Brust, seine zuckenden Mienen verriethen die heftige Aufregung, welche in seinem Innern tobte.

Eckhof hatte Mitleid mit dieser sichtbaren Schüchternheit des jungen Gelehrten. Er näherte sich ihm und legte seine Hand sanft auf des Studenten Schulter, und seine Augen, welche vorher trübe gewesen, glänzten jetzt vor Theilnahme und Mitgefühl.

Aber diese Berührung machte Lupinus zusammenschauern, und unter den auf ihm ruhenden Blicken Eckhof's erblaßte er.

Sie wollen also wirklich Schauspieler werden? fragte Eckhof.

Ein Zittern durchslog des jungen Mannes Glieder. Gleich der Somnambule, welche von dem Willen ihres Magnetiseurs ihre Befehle empfängt, fand Lupinus jetzt plötzlich die Kraft zur Antwort auf Eckhof's Frage.

Ja, sagte er leise, ja, ich will Schauspieler werden. Ich habe es längst gewollt, mit diesem Wollen gekämpft, und es, wie ich glaube, bezwungen. Aber es ist Alles umsonst gewesen, umsonst, daß ich mich in Büchern und Studien vergrub, umsonst, daß ich meine Sehnsucht, das Theater zu besuchen, überwand, und daheim in meinem öden und einsamen Gemach blieb, wenn die andern Studenten mit lautem Jubel an meinen Fenstern vorüberstürmten, um nach dem Theater zu gehen. Jetzt gebe ich den Kampf auf, und da mein Kopf mich verläßt, folge ich meinem Herzen, komme ich zu Ihnen, Herr Eckhof, um zu Ihnen zu sagen: nehmen Sie mich an zu Ihrem

Schiller, sein Sie mein Herr und mein Meister, machen Sie aus mir einen neuen Menschen, einen glücklichen, befriedigten Menschen, ich kann das nur werden, indem ich die heiligsten der Künste, indem ich der Poesie mein ganzes Leben zum Opfer darbringe, ich kann es nur sein, indem ich Schauspieler werde, lassen Sie mich also Schauspieler werden!

Ah, er denkt und spricht, wie ich gesprochen habe, als ich denselben Entschluß faßte, sagte Eckhof leise in sich hinein, und dann sich an Lupinus wendend, welcher athemlos, mit von Thränen umdüsterten Augen seiner Antwort entgegenharrte, fuhr er fort: Sie wollen Schauspieler werden? Das heißt, Sie wollen die Schmach, die Demüthigung und Entwürdigung eines verachteten, verhöhten Lebens annehmen? Sie wollen sich freiwillig ausstoßen aus den Reihen der Privilegirten und Geachteten, um zu den Paria's zu gehören, zu den recht- und schutzlosen Zigeunern, welche heimathlos wandern von Ort zu Ort, und nirgends eine Stätte finden, wo sie ausruhen können, wo man sie anerkennt, wenigstens in der Würde ihres Menschenthums, wenn nicht in der Würde ihres Künstlerthums? Nein, nein, Niemand soll Schauspieler werden, wenn ich es vermag ihn daran zu hindern, Niemand soll dieses juwelenfunkelnde Thor durchschreiten, welches ihn von der übrigen Menschheit trennt, und hinter welchem, statt des erwarteten Glückes, ihn nur die Enttäuschung, der Ueberdruß, die Schmach und der Menschenhaß in ihre Arme nehmen, um ihn auf dornenvollen Pfaden zu einem ruhmlosen Tode zu schleppen. Hüten Sie sich ein Schauspieler zu werden, denn das heißt, die ganze Menschheit wider sich und vielleicht nicht einmal Gott für sich zu haben, da Gott es zugiebt, daß sogar, wenn wir sterben, die

Kirche uns ihre Tröstungen, und wenn wir todt sind, ein ehrliches Begräbniß versagen kann. Sie vermeinen, der Schauspieler sei ein Künstler? Ich habe das auch gesagt, lange Jahre hindurch, dann aber ist die Uebersättigung gekommen, oder wenn Sie wollen, die Erkenntniß, und jetzt will ich Ihnen ein Geheimniß sagen, ein Geheimniß, welches mein Herz erstarren macht und mich mit namenlosen Qualen martert: der Schauspieler ist kein Künstler, sondern nur ein Charlatan der Kunst, nur der Affe eines Künstlers, aber nicht er selber. Er schafft nicht, er denkt nicht, er reproducirt nur, und je mehr Affennatur er in sich hat, je besser er es versteht, der Natur und der Wahrheit ihr Wesen abzulauschen, um das als Larve über seine eigene Fratze aufzusetzen, ein desto besserer Schauspieler wird er sein. Oh, oh, was Alles hatte ich mir nicht erhofft und exträumt von dieser edlen und erhabenen Wirksamkeit eines Schauspielers! Wie dachte ich die Jugend zu begeistern, und allen diesen kalten, nüchternen, zerarbeiteten, zerrechneten und zersetzten Menschenmassen einen Funken der Begeisterung einzublazen für ihre edelsten Seelen, für die Dichter und deren unsterbliche Werke! Wie dachte ich nicht Hand in Hand zu gehen mit der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, um mit ihnen vereint ein neues Menschengeschlecht zu bilden, eine neue Welt der Gedanken, der Kunst, der Schönheit zu begründen! Aber es ist Alles umsonst gewesen, Alles vergeblich! Mein Paradies ist in Staub zerfallen, und ich sitze traurig wie einst Jeremias auf den Trümmern meines Jerusalems!

Er schwieg, und ganz überwältigt von diesen leidenschaftlichen und traurigen Gefühlen, welche sein

Herz marterten, sank er auf einen Stuhl nieder und bedeckte laut ächzend sein Gesicht mit seinen Händen.

Jetzt, rief Joseph Fredersdorf fast unwillig, jetzt bist Du ungerecht, Eckhof, ungerecht gegen Dich selbst und gegen die Menschheit! Du schmähest Deine eigenen Triumphe, und Du schmähest die Menschen, welche Dir diese Triumphe bereitet haben, Du schmähest vor allen Dingen die Jugend, welche Dir überall freudig entgegenjauchzt, und Dich erkennt und liebt als das, was Du in Wahrheit bist, als einen Künstler von Gottes Gnaden, als den von Gott berufenen Apostel einer neuen Kunst, deren eigentlicher Begründer und Prophet Du in Deutschland geworden bist. Warum schiltst Du also die Menschen und warum schiltst Du Dich selber? Jung, wie Du bist, hast Du schon einen berühmten Namen Dir erworben! Aber der Ruhm ist nicht bloß die natürliche Folge des Verdienstes, sondern er ist noch eine besondere Gunst der Götter. Niemand wird durch sich selber berühmt, sondern nur durch die Menschen. Wenn Du also der große, der berühmte Künstler Eckhof bist, so schuldest Du das zwar erstens Dir, doch zweitens auch Deinem Publikum, welches Dir ein offenes und dankbares Herz entgegengetragen hat.

Es ist wahr, ich mag Unrecht haben, erwiderte Eckhof trübe, aber was willst Du Freund! Wenn man von den Menschen immer verfolgt, immer gelästert, immer aus seiner Ruhe und seinem Frieden zu neuem Wandern und neuem Streiten aufgehetzt wird, so muß man wohl zuletzt mißmuthig werden, und sich selber und sein eigenes Thun verwünschen und an seinem eigenen Beruf verzweifeln. Müssen wir nicht jetzt wie gehetzte Hirsche dieser wider uns heulenden und belfernden Meute der gelehrten Herren

Professoren entfliehen und dieser Stadt den Rücken wenden, die ich mit so großen Hoffnungen, mit so freudig stolzen Aussichten betreten habe? Muß ich nicht schamvoll erröthend die Augen niederschlagen, wenn die Menschen mich fragen, warum ich Halle, den Sitz der Musen, der Gelehrsamkeit und Wissenschaft verlassen habe? Oder willst Du, daß ich ihnen sage, daß die Gelehrsamkeit und die Wissenschaft mich als einen Ausgestoßenen und Verpesteten verachtet haben, dessen Berührung schändet, dessen Nähe Unehre bringt, daß sie mich verfolgt haben wie einen Uebelthäter und Verbrecher, und daß Niemand da war, mich in meinem guten Recht zu schützen, daß es für den Schauspieler kein Gesetz, keine Genugthuung giebt, daß er ganz rechtlos, ganz verlassen ist.

Wer weiß, ob das so ist! sagte Joseph, einen lächelnden Blick des Einverständnisses auf Lupinus werfend, dessen Augen mit einem schwärmerischen, begeisterten Ausdruck auf dem Antlitz Eckhof's ruhten. Wer weiß, ob die Schauspieler doch nicht zuletzt noch diesen anmaßenden und aufgeblasenen Professoren gegenüber eine Genugthuung empfangen.

Vorläufig hat uns die Obrigkeit das Schauspielhaus geschlossen und die Darstellungen untersagt, bis das General-Directorium in Berlin entschieden hat, ob nach dem neulichen Theater-scandal überhaupt weiter gespielt werden soll!

Das General-Directorium wird befehlen, daß weiter gespielt werden soll, sagte Joseph Fredersdorf.

Eckhof lachte laut, aber es war ein trauriges, schneidendes Lachen des Hohns.

Lieber Freund, sagte er, dann würde es ja Gerechtigkeit auch für die Unterdrückten und Geschmäheten auf Erden geben.

Die giebt es auch, Edfhof, nur muß man sie an der rechten Stelle suchen.

Wo ist diese?

Beim König!

Ah, beim König! Das mag für Dich wahr sein, weil Dein Bruder des Königs Kammerdiener ist, aber es ist nicht wahr für mich, nicht wahr für den deutschen Schauspieler, nicht wahr für uns, welche das stolze, schöne und auf seine Intelligenz so eitle Berlin verlassen mußten, weil wir mit den fremden Künstlern nicht rivalisiren, weil wir nicht die Schuhputzer der Franzosen sein konnten. Nein, nein, für den armen deutschen Schauspieler giebt es auch beim König keine Gerechtigkeit.

Setzt, mein Freund, wirst Du ungerecht. Der König ist viel zu edel und vorurtheilsfrei, um nicht klar zu sehen, trotz des Bücherstaubes, den ihm die gelehrten Herren Professoren in die Augen streuen möchten. Der König weiß überdies, daß sie es waren, welche den neulichen Scandal angezettelt haben, und er ist erzürnt darüber.

Wer hat Dir das gesagt?

Der König selber!

Du warst beim König?

Ich war beim König. Du siehst also, es ist nicht bloß gut für mich, daß mein Bruder der Kämmerer des Königs ist, sondern auch gut für Dich! Ja, ich war beim König und habe ihm diese ganze erbärmliche Intrigue der Herren Professoren enthüllt. Er hätte vielleicht dem leichtfertigen, kleinen Schauspieler Joseph Fredersdorf nicht geglaubt, aber ich hatte einen ernstern, gewichtigen Zeugen mit mir, welcher meine Worte bestätigte, und dem König das ganze Complot enthüllte.

Und wer war dieser Zeuge?

Dieser da! rief Joseph, indem er Lupinus sanft vorwärts zog.

Ueber Eckhof's Antlitz flog ein Strahl der Freude. Oh, sagte er, und ich beklage mich noch, ich murre noch mit dem Geschick, ich, welcher Freunde hat, die ihn nicht bloß lieben mit Worten, sondern auch mit Thaten, Freunde, welche für ihn handeln, indem er verzagt und mißmuthig die Hände in den Schooß legt, und mit dem Geschick grollt, statt ihm muthig und gewaffnet entgegen zu treten. Verzeihe mir, Joseph, verzeihen auch Sie mir, mein junger Freund, den ich so rauh und egoistisch von mir gewiesen habe. Verzeiht mir, Ihr Beide, meine Kampfgenossen, meine Brüder, kommt in meine Arme und sagt mir, daß Ihr dem armen Eckhof seine Kleinmüthigkeit und Verzagttheit verzeihen und vergessen wollt!

Er breitete seine Arme aus, und Joseph Fredersdorf warf sich mit lauten Ausrufen innigster Liebe an seine Brust.

Und Sie, mein Freund, kommen nicht in meine Arme? Zürnen Sie mir also wirklich, weil ich Sie vorher zurückgewiesen? fragte Eckhof ganz traurig den jungen Lupinus, der bleich und mit niedergeschlagenen Augen da stand.

Joseph aber sprang zu ihm hin, und ihn mit kräftiger Hand vorwärts und in Eckhof's Arme schiebend, sagte er: habe ich nicht wieder Recht? Seid Ihr nicht Beide, wie zwei Liebesleute, wobei Lupinus wirklich die schüchterne Jungfrau vorstellen muß, und wahrhaftig, Eckhof, ich wünschte Dir, es wäre so, Lupinus könnte sich für Dich in eine Jungfrau verwandeln, und Du könntest ihn heirathen. Denn ich glaube, Du wirst niemals ein Weib finden, welches

Dich zärtlicher und schwärmerischer li-
gelehrte Lupinus thut.

Hörte Lupinus die Worte seines
Freundes, und war es deshalb, daß er
ganz überwältigt und zitternd seine
Schulter lehnte, und dort ruhte
gen? Oder war es, weil Eckhof's
Herz gedrückt und einen so
Wangen gepreßt hatte?

Liebe mich, liebe mich, mein
sagte Eckhof sanft und leise,
mich nicht in ein Weib verwandelt,
mich als Deinen treuesten und
lege den Balsam Deiner jungen und
Freundschaft auf mein armes gequältes
lehre es wieder sanft und glücklich sein. Du,
Freundschaft ist das heiligste und reinste Geschenk der
Götter, es ist die geläuterte, geschlechtlose Liebe der
Seelen. Laß mich derselben theilhaftig werden, mein
Pylades, und bleibe mir treu in Liebe und Freund-
schaft, wie ich Dir treu bleiben will mein Leben
lang!

Ich will Dir treu bleiben, so lang ich lebe, treu
bis über das Grab hinaus, flüsterte Lupinus so leise,
daß nur Eckhof's Ohren es vernehmen konnten.

Nun, und mich vergeßt Ihr ganz, Ihr schwär-
merischen Seelen, rief Joseph mit heiterem Lachen.
Flüstert und säuselt da, wie ein junges Ehepaar am
Lendemain, und bedenkt gar nicht, daß ich eigentlich
der Hohepriester bin, welcher diese eure Seelenehe
eingesegnet hat. Laßt uns jetzt ein wenig vernünftig
sprechen, und vor allen Dingen, Eckhof, entscheide Du
jetzt über die Zukunft unseres Freundes. Soll er,
gleich mir, seine Studien aufgeben, und ein Schau-

wobei ich Dir jedoch bemerken muß,
fauler Student war, und er ein sehr
die Herren der Wissenschaft mich für
eines Subject, in puncto Gelehrsam-
end sie den Lupinus da als ein
iß und Fleiß preisen. Soll er
und Dir nachfolgen.
nicht, das darf er nicht, rief

so doch verbannen und von
s traurig.
verbannen, Freund, aber ich
besonnen — und vielleicht auch
stisch sein. Dich jetzt der Universität
würde heißen, den Philistern und Professoren
neue Waffe gegen mich in die Hand geben, sie
würden Zeter schreien und sagen, daß ich die jungen
Studenten verführe und mit listigen Gaukelkünsten
umstricke, daß ich sie verlocke, wie die Schlange im
Paradiese, und für meine Kunst Proselyten mache,
während doch der König das Proselytenmachen streng
untersagt hat. Und dann wissen wir noch nicht, ob
Lupinus Talent und Berufung zu unserer Kunst hat,
denn die Liebe zur Kunst ist noch nicht der Beruf da-
zu, und man kann ein großer Gelehrter sein, ohne
doch das Talent zu haben, ein Künstler zu sein.
Bleibe also vorläufig Deinen Studien und Deinem
Beruf getreu, mein Lupinus, und erst wenn ich Dich
genau geprüft habe, erst wenn Du ganz in der Stille
neben Deinen Studien her das Noviziat, welches ich
Dir auf ein Jahr feststelle, überstanden hast, erst dann
wollen wir darüber entscheiden, ob wir vor dem Altare
der Kunst Dir Deinen Zopf der Gelehrsamkeit ab-

schneiden und Dich schmücken wollen mit dem heiligen Schleier des Künstlerthums!

So sei es, sagte Lupinus feierlich. Ich will thun, wie Eckhof gesagt hat. Ich will mir erst das Doctordiplom verdienen, und dann soll Eckhof über meine Zukunft entscheiden, Er allein und Niemand sonst!

So sei es, und dabei bleibe es! rief Joseph fröhlich, und nun kommt und laßt uns mit einem Glase Champagner anstoßen auf die Zukunft, nicht bloß auf die Deinige, Freund Lupinus, sondern auch auf die der Herren Professoren, welche jetzt mit so stolzer Zuversicht der Entscheidung des General-Directoriums entgegenharren!

V.

Die Kabinetsordre des Königs.

Joseph Fredersdorf hatte sehr Recht gehabt, zu sagen, daß die Professoren mit stolzer Zuversicht der Entscheidung des General-Directoriums entgegenharrten. Es fiel ihnen gar nicht ein, zu bezweifeln, daß diese zu ihren Gunsten ausfallen werde. Hatte doch das General-Directorium zur Beseitigung der Comödianten nur die eine Bedingung gestellt, daß dieselben zu einem Scandal die Veranlassung gegeben, und der Senat der Universität hatte jetzt einen, von allen Professoren unterzeichneten Bericht über den großen Theater-

scandal, zu dem Eßhof die Veranlassung gewesen, an das General-Directorium eingesandt.

Die gelehrten und gestrengen Herren zweifelten daher nicht im Mindesten an dem endlichen Triumph ihres Wollens, und mit der vollkommensten Gemüthsruhe empfing der würdige Rector Magnificus, Herr Professor Franke, die neue, mit dem Amtssiegel des General-Directoriums versehene Depesche, welche die endliche Entscheidung dieser gewichtigen, und für die Würde der Wissenschaft so bedeutsamen Angelegenheit bringen sollte. Der Bedell mußte sogleich eine außerordentliche Senatsitzung ansagen, und in ihrer feierlichen schwarzen Amtstracht, geschmückt mit den zierlich gekräuselten, würdevollen Allongenperrücken, begaben sich die Herren Senatoren in den Sitzungssaal der Universität.

Ich brenne vor Ungeduld, den Bescheid des General-Directoriums zu erfahren, flüsterte Herr Professor Heinrich seinem Freunde Biermann in's Ohr.

Ich gar nicht, sagte dieser gelassen, denn mir scheint, ich hätte sie schon gelesen. Es ist eine volle Genugthuung für uns, der ein sofortiger Ausweis der Comödianten aus unserer ehrsamem Stadt Halle, und das von Rechtswegen beigefügt ist.

Sie zweifeln also gar nicht daran? Sie fürchten nicht, daß der König in seinem Haß gegen die theologische Facultät wie in seiner Vorliebe für die Gaukler, oder die sogenannten Künstler, eine für uns ungünstige Entscheidung fällen könnte?

Lieber Freund, eine solche Furcht hieße der hohen Würde unseres Standes in's Angesicht schlagen. Der König kann nun, da es zum Neuzersten gekommen ist, nicht gegen uns, nicht zu Gunsten der Comödianten entscheiden. Er kann es nicht, sage ich Ihnen. Und

sehen Sie nur, da kommt unser würdige Freund, der Rector Magnificus. Sehen Sie nur, wie heiter und stolz sein Antlitz leuchtet, glauben Sie nun noch, daß dieses Schreiben, welches er da in der Hand hält, eine ungünstige Entscheidung bringen wird?

Nein wahrlich, ich glaube es nicht, sagte Professor Heinrich, indem er mit seinem Freunde dem Herrn Professor Franke entgegeneilte und mit lebhafter Befriedigung dessen dargereichte Hand in der seinen drückte.

Mit feierlichem Ernst nahmen sodann die Herren Senatoren auf den hochlehniigen braunen Lederstühlen zu beiden Seiten dieses mit grünem Tuch überzogenen Tisches ihre Plätze ein und blickten mit ernstern Mienen zu dem Herrn Rector hin, der am obern Ende des Tisches auf seinem Lehnstuhl thronte.

Eine Pause trat ein, dann sagte Professor Franke mit feierlich singendem Ton: Würdige und gelehrte Freunde und Amtsgenossen. Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, und diese Stunde wird nun endlich allen diesen Zweifeln und Sorgen ein Ende machen, welche seit Monaten unser Herz bedrückten. Wir haben einen harten und bitteren Kampf gekämpft, aber wir haben es gethan zur Ehre der Wissenschaft, und zum Wohle der Jugend, welche unserm Schutze anvertraut ist. Wer für solche erhabene Zwecke streitet, dem muß natürlich der Sieg werden, und für den muß das Gesetz entscheiden. Aber hüten wir uns dennoch vor dem Uebermuth und Stolz, seien wir demüthig in unserm Triumph und christlich milde in unserm endlich errungenen Sieg. Verletzen wir das Gefühl der irgeleiteten Studenten nicht, indem wir ihnen eine heitere, hochfahrende Miene zeigen, und demüthigen wir die armen jammervollen Histrionen nicht

noch mehr, indem wir über ihre schmachvolle Ausweisung triumphiren und ihr Unglück belachen.

Die Entscheidung ist also für uns ausgefallen? fragte Professor Heinrich, nicht mehr im Stande seine neugierige Ungeduld zu zügeln. Magnificus haben also das Rescript des General-Directoriums schon gelesen und kennen daher seinen Inhalt?

Ich habe es nicht gelesen, und ich kenne seinen Inhalt nicht, erwiderte Professor Franke mit erhabener Ruhe. Aber ich vertraue auf unsere edle Sache und den Gerechtigkeitsinn des Königs. Diese Comödianten sind die Veranlassung zu einem unerhörten öffentlichen Mergerniß gewesen, es ist also nur gerecht, daß sie dafür gestraft werden. Da nun die Gerechtigkeit auf unserer Seite ist, so sehe ich nicht ein, weshalb ich zweifeln sollte? — Ich habe also dieses Rescript nicht gelesen, weil ich glaubte, es der Würde dieser Versammlung schuldig zu sein, dasselbe erst in Ihrer Gegenwart zu erbrechen, und ich ersuche Sie, würdiger College und Professor Biermann, uns jetzt, als Secretair des Senats der Universität, dieses Schreiben des General-Directoriums vorzutragen.

Er reichte das große versiegelte Schreiben dem Professor Biermann dar, und dieser empfing es mit einer tiefen, feierlichen Verbengung.

Eine tiefe Stille, ein athemloses Schweigen trat jetzt ein, und inmitten dieser Stille und dieses Schweigens hörte man ganz deutlich, wie der Professor Biermann das Siegel erbrach und das Papier auseinander faltete.

Aller Blicke richteten sich auf ihn hin und trotz ihrer Würde und Erhabenheit fühlten die Herren Professoren doch, daß ihre Herzen rascher und höher

klopfen, sie wußten selbst nicht, ob vor Furcht oder Freude.

Plötzlich stieß Herr Professor Biermann einen Schrei aus. Dieser Schrei fand einen Wiederhall in Aller Brust und die Professoren erbleichten, wie der Professor Biermann selbst, indem er seine starren Blicke auf das entfaltete Papier heftete, erblaßt war.

Lesen Sie, gebot der Herr Rector Magnificus mit marmorner Ruhe.

Nein, ich kann das nicht lesen! murmelte Biermann, indem er ganz kraftlos auf seinen Stuhl zurück sank.

So werde ich es lesen, rief Professor Heinrich, dessen Neugierde gar keine Rücksicht mehr kannte. Ja, ich werde es lesen, wiederholte er, indem er das Papier hastig den zitternden Händen seines Nachbarn entwand.

Lesen Sie, sagte Professor Franke ganz tonlos.

Herr Professor Heinrich also las und in tiefem Schweigen hörten die Herren Professoren ihm zu.

Das Rescript, welches das General-Directorium an die würdige Universität in Halle übersandte und welches im Namen des Königs abgefaßt war, lautete so:

„Wir haben sehr ungnädig empfunden, daß Ihr in Eurem, wegen der dortigen Comödianten lezt abgestatteten Bericht, die Ursache der unter den dortigen Studenten einreißenden Unordnungen auf diese Leute schiebet und daher auf ihre Wegschaffung Antrag thut. Es mögen ganz andere Umstände vorhanden sein, warum die Studenten auf die bisherigen Excesse gerathen und wenn sie nur zu rechter Zeit besonders mit guten Exempeln angewiesen würden, ihr Devoir zu thun, so würde auch Vieles wegbleiben, was zu Eurem Quersetzen Anlaß gegeben. Indessen declariren Wir Euch

hiermit ein für alle Mal, daß die Comödianten nicht von dort weggeschafft werden sollen, vielmehr wollen Wir, daß Ihr, oder mindestens diejenigen, welche Euren letzten Bericht urgieret, und darauf bestanden, daß er abgesandt werden mußte, der allerersten Repräsentation einer Comödie beiwohnen, und daß solches geschehen, von den Comödianten einen Attest mit der nächsten Post ohne einiges Einwenden, und bei Vermeidung höchst ungnädiger Verflügung, an Uns immedieate allerunterthänigst einschicken sollet.“*)

Eine schauerliche Stille folgte dieser Vorlesung. Athemlos, ganz betäubt von dem fürchterlichen Schlag, lehnten die Herren Professoren auf ihren Stühlen die matten bleichen Häupter zurück, und ganz unfähig zu denken, oder ihre Gedanken in Worte zu fassen, starrten sie mit entsetzten Blicken hinüber nach dem Rector Magnificus, der aufrecht und stolz auf seinem Lehnsessel saß, und dessen Züge so starr und ernst waren, wie ein Bild von Stein.

Herr Professor Heinrich indessen hielt noch immer das Papier in der Hand und blickte mit weit aufgerissenen Augen auf dasselbe hin. Franke begriff daher, daß das Rescript noch nicht zu Ende sei, daß Professor Heinrich nur zögerte, weiter zu lesen. Er raffte daher allen seinen Muth, alle seine Standhaftigkeit zusammen, und mit lauter und voller Stimme, welche er indessen doch nicht verhindern konnte, ein wenig zu zittern, fragte er: Ist das Alles? Haben Sie zu Ende gelesen?

Nein, es ist nicht Alles, sagte Professor Heinrich schüchtern, es ist da noch eine Randbemerkung und

*) Büsching, Character Friedrich II. S. 58.

ein dem Rescript hinzugefügter Schluß, und Beide sind von des Königs eigener Handschrift.

Lesen Sie zuerst die Randbemerkung!

Euere Magnificenz verlangen es wirklich? Ich erlaube mir zu bemerken, daß der König sich da einiger sehr harter Ausdrücke bedient hat, und daß meine Lippen kaum im Stande sein werden, dieselben auszusprechen.

Der König ist unser Herr und Gebieter, sagte Franke feierlich, wir müssen in Demuth anhören, was er uns zu sagen hat.

Ich soll also lesen? Sie befehlen es mir?

Ich befehle es Ihnen! Lesen Sie!

Herr Professor Heinrich erhob sich wieder von seinem Stuhl, aber das Papier knisterte und bebte in seiner Hand und seine Stimme vibrirte heftig, als er jetzt, oft unterbrochen von seinen Seufzern, folgende eigenhändige Randbemerkung des Königs las:

„Das geistliche Muckerpack ist an Allem schuld. Die Comödianten sollen spielen, und Herr Franke, oder wie der Schurke sonst heißt, soll dabei sein, und den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation geben, und Mir soll das Attest sogleich vom Comödianten geschickt werden, daß der Franke dagewesen ist.“*)

Herr Professor Franke saß noch immer kerzengerade und mit eisernen Zügen auf seinem Lehnstuhl. Nur war sein Antlitz so weiß geworden, wie diese majestätische Allongeperrücke, welche ihre colossalen Locken bis auf seine Brust herniederkräufelte. Auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen, und seine

*) Büsching, S. 56. Rödenbeck, Tagebuch. S. 112.

Lippen waren von jener unheimlichen bläulichen Farbe, welche immer das Zeichen der Krankheit oder des Entsetzens ist.

Lesen Sie jetzt die Schlußbemerkung, sagte er mit einem Ton, welcher die Senatoren entsetzte, denn er klang so hohl, als ob er aus einem Grabe ertöne.

Herr Professor Heinrich las, was der König eigenhändig an den Schluß des Rescripts geschrieben hatte, und was so lautete:

„In's künftige werden die Herren Pfaffen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken dem Directorium oder Mir Nasen anzudrehen. Die Hallischen Pfaffen müssen kurz gehalten werden. Es sind evangelische Jesuiten, und muß man ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeste Autorität einräumen.“*)

Ein Gemurmel des Entsetzens folgte dieser Vorlesung, nur Herr Professor Franke saß ganz steif und stolz auf seinem Lehnstuhl und blickte starr und ernst hinüber nach dem armen Professor Heinrich, welcher sich eben den Angstschweiß von der Stirn trocknete und dieses ominöse Papier, das ihm die Hände zu verbrennen schien, mit einem Ausdruck des Entsetzens auf den Tisch fallen ließ. —

Sind Sie jetzt zu Ende? fragte Professor Franke ganz dumpf und tonlos.

Ich bin zu Ende, Magnificenz!

Herr Professor Franke nickte gravitatisch, und indem er sich jetzt von seinem Lehnstuhl erhob, richtete er sich hoch und stolz empor und ließ seine Blicke langsam von einem Gesicht zum andern gleiten. Und jeder der Professoren schlug vor diesen Blicken die

*) Büsching, S. 57. — Rödenbeck, S. 113.

Augen nieder, nicht aus Furcht oder Scham, sondern vor Entsetzen, denn es lag eine fürchterliche starre Ruhe, eine wahnsinnige Ausdruckslosigkeit in des Rectors marmorkaltem Angesicht.

Wenn Sie also fertig sind, so ist es jetzt wohl Zeit, daß ich gehe! sagte Herr Professor Franke feierlich, indem er seinen Sessel zurückstieß und langsam und steif einige Schritte vorwärts that, wie ein Automat, der sich in Bewegung setzt, weil die ihn belebende Maschinerie aufgezogen worden.

Er ist von Sinnen!

Er hat den Verstand verloren!

Er wird einen Schlaganfall bekommen! murmelten die Herren Professoren untereinander.

Herr Professor Franke hörte weder ihr angstvolles Gemurmel, noch schien er zu wissen, was er wollte. Er blieb mitten im Saal stehen, als sei das ihn bewegende Uhrwerk abgelaufen, und starrte ganz gedankenlos in das Leere.

Die Professoren empfanden ein tiefes Grauen vor diesem Anblick, wie angewurzelt blieben sie auf ihren Plätzen. Nur Professor Heinrich fand die Kraft sich aufzuraffen und zu seinem Freunde hinzueilen. Er legte sanft seine Hand auf Franke's Arm; dieser zuckte bei dieser Berührung wie von tödtlichem Schrecken ergriffen zusammen und richtete seine gläsernen Augen auf seinen Freund hin.

Wohin wollen Sie gehen, mein theurer Freund? fragte Professor Heinrich zärtlich.

Ich will thun, was der König befohlen hat, rief Franke kreischend laut, wie in einem Krampf der Verzweiflung. Ich will ins Theater gehen und den Herren Comödianten demüthigst Abbitte thun.

Er brach in ein gellendes Lachen aus, dann sank er seinem Freunde ohnmächtig in die Arme.

Unter so bewandten Umständen, sagte einer der Professoren gelassen, unter so bewandten Umständen, denke ich, erklären wir die Sitzung für aufgehoben.

Nein, erwiderte Professor Biermann fast gebieterisch, ich als Dekan der Universität und Secretair des Senats, ich bitte die ehrenwerthe Versammlung, sich noch nicht zu trennen, zuvorberst aber unserm Freunde dort zu helfen und die Bedellen zu rufen.

Mit Hülfe der Bedellen trug man den immer noch ohnmächtigen Professor und Rector Franke in das Sprechzimmer und legte ihn auf das dort befindliche Canapé. Einer der Bedellen eilte von dannen, einen Arzt zu holen, der andere blieb bei dem wiedererwachten Professor, und die übrigen Herren kehrten wieder in das Sessionszimmer zurück.

Ehrenwerthe Collegien und Professoren, sagte Professor Biermann, indem er den Lehnsessel des Rectors einnahm, als Dekan der Universität erkläre ich jetzt die Sitzung für wiedereröffnet. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, von dem ich wohl hoffen darf, daß er bei Ihnen Allen eine bereitwillige Zustimmung finden werde. Dieses harte und grausame Urtheil des Königs kann und darf nicht vollstreckt werden. Der Rector Magnificus unserer altherwürdigen und berühmten Universität darf nicht solche Demüthigung und Schmach erdulden, vor den verachtungswürdigen Histrionen sich beugen und sie um Verzeihung bitten zu müssen. Niemals kann das geschehen, denn nicht bloß seine persönliche Ehre, sondern auch die Ehre und der Ruf unserer Universität Halle würde darunter leiden. Wir müssen also Alles anwenden, dieses furchtbare Urtheil rückgängig zu machen, und ich darf es

daher als ein Glück bezeichnen, daß unser würdiger Freund so eben erkrankt ist. Das enthebt ihn vorläufig der Nothwendigkeit, im Theater zu erscheinen, und sei er krank oder gesund, muß er doch so lange im Bette bleiben, bis eine andere Entscheidung des Königs von uns erwirkt worden ist. Der Arzt muß aber ein Attest ausstellen, daß Professor Franke wirklich krank und außer Stande ist, das Bett zu verlassen, dieses Attest werden wir dem General-Directorium einschicken und demselben eine Bittschrift beifügen, in welcher wir das General-Directorium beschwören, beim König dahin zu wirken, daß er dies harte Urtheil zurücknehme, oder wenigstens es mildere. Sind Sie meiner Meinung, meine verehrten Herren Collegen?

Der Vorschlag des würdigen Defans ward einstimmig angenommen und sofort eine Bittschrift entworfen, welche allen Professoren der Universität zur Unterschrift vorgelegt und von Allen unterzeichnet ward. Um dieser Bittschrift mehr Nachdruck zu verleihen, erwählten die Professoren einen aus ihrer Mitte, welcher dieselbe persönlich nach Berlin bringen, und dem General-Directorium übergeben, wie auch darnach trachten sollte, bis zum König zu gelangen, um ihm die Noth und Angst der Universität in Halle zu schildern.

Aber der König empfing den Herrn Professor nicht. Vielleicht war ihm die ganze Angelegenheit zu unwichtig, um sich wegen derselben in seinen ernstern und vielfachen Regierungsgeschäften unterbrechen zu lassen, vielleicht war sein erster Zorn verbracht und er fand, daß die Professoren von Halle genugsam gestraft worden, und genug der Demüthigungen erlitten hatten.

Der König nahm, wie gesagt, den Hallischen Pro-

fessor nicht an, aber er ließ ihm sagen, in acht Tagen werde die Universität seine letzte Resolution durch das General-Directorium empfangen.

Das war ein Trost, mit welchem der Professor nach Halle zurückkehrte. Der König beabsichtigte also doch nicht, das erste Urtheil zur Ausführung bringen zu wollen, denn wäre das gewesen, so würde er ganz einfach decretirt haben, daß es bei dem gefällten Urtheil sein Bewenden haben solle.

Die Herren Professoren athmeten also wieder auf in neuer Hoffnung, und ließen es willig und ohne zu murren geschehen, daß die Studenten Eckhof an jenem Abend eine Serenade darbrachten, und niemals in einer Theatervorstellung, desto mehr aber in den Collegien fehlten. Sie verbargen ihren Zorn und ihren Gram wohlweislich in ihrem Herzen, ja einige von ihnen entschlossen sich sogar, selber einmal das Theater zu besuchen und diesen Eckhof, welcher ihnen so viel Herzeleid und Kummer gemacht, selber einmal spielen zu sehen. Die Studenten, welche ihre würdigen Herren Lehrer im Theater bemerkten, fühlten sich ganz stolz und glücklich über dieses ihnen gemachte Zugeständniß, und priesen diese Professoren als die freisinnigsten und aufgeklärtesten Männer der Universität. Um sie dafür zu belohnen, strömten sie am andern Tage massenweise in die Collegia dieser Professoren, welche daher niemals ein so volles Auditorium gehabt, als jetzt, in Folge ihres Besuches des Theaters. Das machte die übrigen Professoren bestürzt und nachdenklich, und sogar Herr Professor Biermann, welcher seine Frau zu sehr liebte, um nicht ein neues Mittel versuchen zu wollen, ihr wieder Collegiengelder zu verschaffen, und Herr Professor Heinrich, welcher des schlechten Tabacks satt und überdrüssig war, entschlossen

sich endlich, Friede zu machen mit den Studenten und den Comödianten, und in's Theater zu gehen, damit die Studenten wieder ihre Collegia „belegen“ möchten. So schien Friede und Eintracht wieder hergestellt, und Eckhof, dessen weiches und edles Herz ganz von Dank und Freude erfüllt war, spielte den Britannicus mit solcher Begeisterung und Gluth, daß er selbst den gestrengen Herren Professoren laute Zeichen des Beifalls abgewann.

Herr Professor Franke indessen war noch immer krank und auf sein Zimmer und sein Bett angewiesen, noch immer sah er das drohende Gespenst einer öffentlichen Buße, einer öffentlichen Abbitte vor sich, und das machte seine Nächte schlaflos, und zerstörte auf einige Zeit ganz diese äußere gottselige christliche Milde und Freundlichkeit, hinter der er sonst so gut seinen Hochmuth und seine Unduldsamkeit zu verbergen verstand. Das Damoclesschwert des gezwungenen Theaterbesuches schwebte noch immer über ihm, so lange die Antwort des General-Directoriums auf die Bittschrift der Professoren nicht angelangt war. Aber diese Antwort kam endlich, und dies Mal hatte der Herr Rector Magnificus nicht die stolze Ruhe und Zuversicht, das Rescript so lange uneröffnet zu lassen, bis die Herren Senatoren sich zu feierlicher Sitzung bei ihm eingefunden hatten. Er beschied nur den Dekan, Herrn Professor Biermann, und den Professor Heinrich zu sich, und indem er die Hände faltete, und eine sanfte, ganz resignirte Miene annahm, bat er den Herrn Dekan, das Rescript vorzulesen.

Dies Mal zitterte seine Stimme nicht und kein Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen des Professor Biermann, sondern ein zufriedenes Lächeln umspielte dieselben, als er las:

„Se. Königliche Majestät von Preußen haben in Ansehung der in Halle wegen gesuchter Störung und Hinderung der verhindert gewesenen Comödie entstandenen Verdrießlichkeiten und Unruhe, aus bewegenden Ursachen resolvirt, daß der Professor Franke, so darin die meisten Motus gemacht haben soll, desfalls die Strafe von zwanzig Thalern zur Armentasse, ohne Widerrede erlegen soll, und Sie befehlen daher dem Departement der geistlichen Sachen, dahin zu sehen, daß solches ungeäuert exequirt werden möge.“*)

Und bei diesem Urtheil hatte es sein Bewenden. Herr Professor Franke mußte seine Strafe von zwanzig Thalern bezahlen, die Universität aber, um seinem gedemüthigten Stolze einigen Trost und Linderung zu verschaffen, schickte die Quittung über die erlegte Strafe mit folgendem Geleitschreiben an das geistliche Departement:

„Ungeachtet wir auf unsere Pflicht bezeugen müssen, daß der Professor Franke bei dieser ganzen Sache auf keinerlei Weise concurrirt hat, so sind dennoch von demselben aus allerunterthänigstem Respect gegen Euere Königlichen Majestät allerhöchsten Befehl die dictirten zwanzig Thaler, laut beiliegender Quittung an das Almosenamnt dahier bezahlt worden.“**)

*) Büsching, Charakter Friedr. d. Gr. S. 59.

***) Ebendasselbst.

VI.

Die Schlacht bei Sohr.

Tiefe Stille herrschte im Lager, welches die Preußen bei dem böhmischen Dorfe Sohr aufgeschlagen hatten. Ermattet ruhten die tapfern Soldaten aus vom langen Marsche, von den täglich sich erneuernden Anstrengungen. Ruhig lagerten sie in ihren Zelten, obwohl sie Alle wußten, daß das österreichische Heer, ihnen doppelt überlegen an Zahl, mit Sturmesschritten herangezogen und ganz bereit war, am nächsten Morgen sie anzugreifen. Aber was kimmerte das die tapfern preußischen Soldaten? Sie hatten den Erzherzog Karl von Lothringen mit seinen Oesterreichern, Böhmen und Sachsen bei Hohenfriedberg geschlagen, warum sollte ihnen das nicht auch bei Sohr gelingen können, obwohl Erzherzog Karl von Lothringen eine Armee von sechsundvierzigtausend*) Mann führte, und König Friedrich's Armee, verringert durch die vielen Corps, die er nach Sachsen und Schlesien entsandt, nur aus zwanzigtausend Mann bestand. Aber die preußischen Soldaten vertrauten auf das Glück und die Kriegskunst ihres Königs, sie wußten, daß sie ruhig schlafen konnten, denn Friedrich wachte und sorgte für sie. — Die Wachtfeuer waren also erloschen, die Lichter in den Zelten der Officiere ausgelöscht. Alles lag in tiefer Ruhe; hier und da nur hörte man den

*) Trend in seinen Memoiren spricht von 86,000 Mann.
Th. I. S. 53.

langsamem Schritt einer auf- und abwandelnden Schildwache, oder das Wiehern eines Pferdes, oder den lauten Aufschrei eines Soldaten, der vielleicht von seiner fernen Heimath, von der verlassenen Braut träumte. Sonst war Alles still; das ganze Lager, wie gesagt, lag in tiefem Schlaf, und über diesen dunklen Massen breitete sich sternlos und kalt der dunkle, wolkenbehängene Himmel aus. Es war eine trübe, feuchte Septembernacht, trübe und glanzlos wie eine Nacht der Schmerzen, feucht wie der kalte Schweiß eines Sterbenden. Wie Viele von denen, welche jetzt da mit rosigem Wangen und ruhiger Stirn liegen und schlafen, wie Viele von ihnen mögen eben ihren letzten Schlaf thun, ihre letzte Nacht durchathmen, wie Viele von ihnen werden morgen schon mit klaffenden Wunden auf dem Felde der Ehre schlummern mit offenen Augen, den gebrochenen Blick gen Himmel gewandt, und Niemand neben ihnen, der ihnen den Todesschweiß von der Stirn trocknet. Sie wissen's nicht, sie fragen's nicht, sie genießen die köstliche Gegenwart, sie schlafen!

Keine Gefahr ist vorhanden, denn der König ist mitten unter ihnen, die Lichter auch in seinem Zelt sind erloschen. Er schläft mit seiner ganzen Armee!

Es ist Mitternacht. Die Stunde der irrenden Geister, der ruhelosen Gespenster! Wie? Ist das ein Gespenst, welches da geräuschlos und leise aus dem Zelte des Königs hervorschlüpft und ganz schein und still in dem dicht daneben befindlichen Zelt der königlichen Adjutanten verschwindet? Nein, nicht verschwindet! denn es ist schon wieder vor dem Zelt erschienen, aber es hat sich vervielfacht, und jetzt sind es drei dunkle Schatten, welche sich an den weißen Zelten der Officiere hin bewegen, und an jedem Zelt

verschwinden und dann wieder erscheinen und weiter schlüpfen. Aber wo sie gewesen, da hört man jetzt ein leises Flüstern und Rauschen, da zeigt sich an den Zelten bald wieder ein anderer dunkler Schatten und schleicht vorwärts, hinüber nach den Zelten der Soldaten, in denen er verschwindet, und auch dort regt es sich dann und flüstert leise, und wie ein murmelnder Bach wälzt sich dieses Geräusch weiter durch das ganze Lager, immer den drei ersten Schatten nach, welche das Lager durchziehen, geräuschlos, wie der Wind, machtvoll, mit geflügelter Eile, wie er. Was wollen diese drei Schatten, warum verschrecken sie den Schlaf von allen Lagern und aus allen Zelten, und jagen ihn sogar von den Pferden fort, welche in der Dunkelheit gesattelt und gezäumt werden, und wiehernd und stampfend sich sträuben gegen diese Unterbrechung ihrer Ruhe. Aber kein Reiter schwingt sich auf ihren Rücken, kein Vorwärts! donnert durch das Lager, und wären nicht die dunklen Schatten, welche überall herumzuschlüpfen, und hier in schwarzen Massen zusammenfließen, dort vereinzelt dahinschlüpfen, wäre nicht dieses leise Flüstern und Wandern, so sollte man meinen, das Lager schlafe immer noch. Wer es, wie die Oesterreicher dort drüben in ihrem Defilée, nur von ferne beobachten kann, der muß es glauben, daß die preussische Armee sich der Ruhe überläßt, einer so sorglosen Ruhe, daß sogar die Vorposten eingezogen und in das Lager zurückgegangen sind, um zu schlafen.

Jetzt indessen wird dieses unterdrückte Geräusch, welches das Lager durchzieht, ein wenig lauter, wie das dumpfe Rollen des fernen Donners durchfliegt es die Zelte, doch rührt sich Niemand und nur die Schatten eilen sorglos weiter von Zelt zu Zelt. Das

Kollen kommt näher und näher, und wenn der Mond jetzt durch die Wolken hervorbräche, würde er diese acht Feldstücke mit ihren glänzend polirten Läufen beleuchten, welche man eben vorsichtig und leise heranföhrt, und hinter diesem kleinen Hügel gegen das österreiche Defilée zu aufstellt.

Nun wieder wird Alles still und lautlos, und allmählig beginnt es zu dämmern am Horizont, und einzelne röthliche Wolken flattern wie Engelsfittige über den Himmel hin, allmählig heben sich die Schleier der Nacht und die Sterne beginnen zu erbleichen und der Tag beginnt seine Morgentoilette mit Purpurgluthen und Goldesglanz. Der Morgen dämmert, und jetzt laßt uns wieder hinschauen auf dieses Lager der preussischen Krieger! — Schlafen sie noch immer? — Nein, nein, Alles wacht, Alles lebt, die Pferde sind gesattelt und ihre Reiter stehen daneben, bereit aufzusitzen, die Infanteristen haben die Patronentasche umgeschmalt, das Gewehr im Arm, die Officiere stehen ihnen zur Seite, Alles lebt, Alles athmet, und doch ist Alles lautlos und still, wie von einem Zauber gebannt. Und dort steht der Zauberer, welcher alle diese Tausende zum Leben erweckt und doch wieder zu starrem Schweigen gebannt hat, da steht er neben diesen acht Kanonen, dem österreichen Defilée gegenüber. Sein Antlitz ist klar und hell, wie der Morgen, seine Augen, welche wie die Sterne leuchten und blitzen, scheinen diesen Hügel, welcher ihn von den Desterreichern trennt, durchbohren zu wollen. Er hört mit den Augen, mit jedem Zug seines jungen, schönen Angesichts. Da steht Er, dessen Wille alle diese Tausende beherrscht, dessen Wort sie jetzt dem Tode, den Schmerzen, einer siechen Zukunft, einem ruhmvollen Siege oder einer

schmachvollen Niederlage entgegenführen wird, — Er, der König!

Ruhig ist seine Seele, wie sein Angesicht, welches leuchtet in kühnem Muth, in freudigem Hoffen. Er weiß, daß der Feind sie in wenigen Minuten schon angreifen wird, aber dennoch zagt er nicht. Die Desterreicher glauben einen schlafenden Feind zu überfallen, aber die Preußen wachen, der König selber hat sie geweckt, der König selber ist mit seinen zwei Adjutanten von Trenck und von Staudnitz von Zelt zu Zelt gegangen und hat die Officiere geweckt, der König selber hat diese acht Feldstücke hinter den Hügel fahren lassen, denn er weiß wohl, daß von hier aus der erste Angriff erfolgen wird, daß der Feind mit seiner Cavallerie hier zuerst aus seinem Defilée sich auf die schlafenden Preußen zu stürzen gedenkt.*)

Und der König hat sich nicht geirrt, hört Ihr's heran brausen und traben, seht Ihr die Schlinde der Kanonen, welche ringsum auf den Höhen ihre feuersprühenden Rachen öffnen?

Das ist die österreichische Cavallerie, welche durch das Defilée hereinstürzt!

Das sind die österreichischen Kanonen, welche von den occupirten Anhöhen Tod und Verderben herniedererschleudern in das Lager der schlafenden Preußen!

Nein, sie schlafen nicht, die Preußen, denn ihr König hat sie geweckt! Nein, sie schlafen nicht, die Preußen, wenn die Desterreicher ihnen feindlich gegenüberstehen, denn Friedrich der Einzige hat niemals der Desterreichischen Freundschaft getraut, Friedrich hat gewacht über Preußens Ehre!

*) Trenck, Memoiren. Bd. I. S. 54.

Der König hebt den Degen. Das Zeichen ist gegeben. Laßt die österreichische Cavallerie nur herankommen mit lautem Geschrei, die preußische Cavallerie hat aufgefressen und stürmt ihnen entgegen, stürmt vorwärts mit verhängtem Zügel, vorwärts in das Defilée hinein, vor dem so eben der Feind sich erst ganz gravitatisch, stolz und siegesgewiß zu formiren beginnt, und nicht auf eine Schlacht rechnet, denn die Preußen, meint er, schlafen ja, und im Schlaf wollte er sie überfallen. Nein, auf keine Schlacht hat er gerechnet, sondern auf ein widerstandloses Schlachten! Und jetzt wachen die Preußen, jetzt leisten sie nicht bloß Widerstand, sondern sie greifen an, muthig, unaufhaltsam. Sie drängen die Cavallerie zurück, in das vollgestopfte Defilée, in die verwirrten, entsetzten, von panischem Schrecken ergriffenen Massen.

Laßt nur die Kanonen auf den Anhöhen ihre donnernde Todesbotschaft brüllen, der König antwortet ihnen, der König, welcher mit ruhigem und stolzem Angesicht neben diesen acht Feldstücken hält, und jetzt den Kanonieren das Zeichen giebt, hinein zu feuern in diese verwirrten durcheinandergeknäuelten Massen.

Die Kanonen brüllen, und in die feindlichen Reihen tragen sie die zerschmetternde Nachricht, daß die Preußen nicht schlafen, daß die Preußen wachen, wenn der Desterreicher sie bedroht.

Karl von Lothringen, Du hättest besser denken sollen von den Preußen! Haben sie Dich vor zwei Monden nicht auch überlistet, wie sie es heute wieder thun? Hat der König damals nicht anscheinend durch furchtsames Zurückweichen Dich vorwärts und heraus getrieben aus Deiner vortheilhaften Stellung und Dich, just wie Du bei Hohenfriedberg in ungünstiger Stellung warst, überfallen, und in fünf Morgenstunden

einen glänzenden Sieg über Dich errungen?*) War's nicht eine Schlacht so denkwürdig und so groß, daß noch die spätesten Enkel davon erzählen werden, und nach Jahrhunderten noch das Baireuthische Dragoner-Regiment zur Erinnerung daran die Grenadierflammen auf den Patrontaschen tragen wird und den königlichen Gnadenbrief und das Ehrendiplom, das ihm der König „als ewiges Zeichen der Dankbarkeit“ verliehen, wird aufweisen können?

Karl von Lothringen, Du hättest an Hohensriedberg denken und nicht vermeinen sollen, daß die Preußen schlafen, wenn ihnen die Oesterreicher gegenüberstehen!

Nein, die Preußen wachen! Höre nur, wie ihr Jubelgeschrei zum Morgenhimmel aufjauchzt, höre nur, wie ihre Kanonen brüllen und ihre blinkenden Schwerter die Luft durchsausen!

Karl von Lothringen, wo sind Deine Schaaren, welche bestimmt waren, den Feind im Rücken anzugreifen? Wo ist der Trend mit seinen Panduren, wo der General Madasti mit seinen wohldisciplinirten Regimentern?

Wenn Du auf diesen hoffst, dann verzweifle und stecke Dein Schwert in die Scheide! Die Preußen haben ihr Lager verlassen, sie sind weit, weit vorgeückt, denn vor ihnen war der Feind. Alles haben sie hinter sich gelassen, ihr ganzes Hab' und Gut ist im Lager geblieben. Wie durften sie denken an irdische Narrethei, wenn es sich handelte um Ehre und Sieg!

Alles ist im Lager geblieben, auch des Königs ganzes Feldgepäck, auch die Kriegskasse!

*) Preuß, Friedrich der Große. Bd. I. S. 211.

Karl von Lothringen, hoffe nicht auf Trenck und seine Panduren, nicht auf Madasti mit seinen wohl-disciplinirten Regimentern!

Sie haben wohl Deinen Befehl befolgt, sie sind von jenseits in das feindliche Lager eingedrungen, dort machen sie Beute, dort plündern sie mit gieriger Lust. Was kümmert sie jetzt die Schlacht, welche vor ihnen donnert und brüllt, bis zu ihnen her dringt keine Kanonenkugel, sie können ganz ungestört sich bereichern und im Lager der Preußen aufräumen, während diese auf dem Schlachtfelde sich den Sieg erkämpfen!

Noch ist er nicht entschieden, der Sieg, noch nicht! „Wenn der Trenck und Madasti uns in den Rücken fallen, denkt der König, dann sind wir verloren!“

Da sprengt ein Adjutant heran und meldet, daß Trenck und Madasti das preußische Lager plündern.

Des Königs Antlitz leuchtet auf in Entzücken. Mögen sie plündern, sagt er freudenvoll. Dann haben sie dort zu thun, und werden uns nicht verhindern, hier unser wichtiges Werk zu Ende zu bringen. Während sie plündern, werden wir siegen!*)

Ja, während die Oesterreicher plündern, siegen die Preußen! Entschieden ist die Schlacht! Die Kanonen schweigen, geschlagen, gramvoll, verzweifelnd zieht sich Karl von Lothringen mit seiner Armee zurück. Die Preußen haben gesiegt, aber es ist ein blutiger Sieg gewesen! Schaut nur hin, wie sich jetzt der Pulverdampf in weißen lustigen Wolken emporhebt, wie er in durchsichtigen Nebelgestalten sich zum Himmel aufschwingt. Ist es wirklich Pulverdampf oder sind es die entflatternden Geister dieser Tausende, welche da

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Trenck Th. I. S. 55

mit klaffenden Wunden, mit gebrochenen Augen, winselnd vor Schmerz oder ächzend in dem letzten Todeskampf auf der Erde liegen, welche nichts mehr zu bieten hat, nichts als ein Grab!

Ja, es ist ein blutiger Sieg gewesen, ein mörderischer Bruderkampf! Der Deutsche hat gegen den Deutschen gekämpft, der Bruder gegen den Bruder! An des Königs Seite ist sein Schwager, der Herzog Albrecht von Braunschweig, gefallen, und drüben bei den Desterreichern liegt dessen Bruder, der Herzog Ludwig von Braunschweig, an schweren Wunden darnieder.

Arme Königin Elisabeth Christine! Dein Gemahl hat gesiegt! Aber Ihr Beide habt den Sieg theuer bezahlt! Dem König kostet es sein Feldgeräth, sein Zelt und seine Kriegskasse mit achtzigtausend Ducaten, der ganzen Armee kostete er ihre Bagage.*) Dir kostet er das Leben eines Bruders, und der andere liegt darnieder an blutenden Wunden!

Der König hat den Sieg gewonnen! Sein ist der Ruhm und die Ehre!

Du, arme Königin, Du hast nur neuen Kummer gewonnen! Dein sind die Thränen und der Schmerz!

*) Rödenbeck, Tagebuch. S. 125.

VII.

Nach der Schlacht.

Sie ruhten aus von ihrer Arbeit, nicht auf weichen Kissen und in friedlichem Zelt, sondern auf hartem Erdboden, ohne Schutz gegen die Sonne und den Wind, der ihnen vom Schlachtfeld das Klagegestöhn der Sterbenden herübertrug.

Aber selbst diese Jammertöne waren für die siegreichen Preußen doch nur eine Jubelhymne der eroberten Schlacht und erfüllten Diejenigen, welche die Stunden des Blutes und des Todes überlebt hatten, mit Dank und Entzücken.

Nach den Stunden furchtbarer Aufregung, fieberischer Gluth folgte jetzt eine allgemeine Abspannung, ein tiefes, rein physisches Bedürfniß nach Ruhe. Aber es war da etwas, welches dieses Bedürfniß nicht aufkommen ließ, welches den Schlummer von den Augenlidern verjagte, und doch die Ermattung des Körpers noch vergrößerte.

Dieses Etwas war der Hunger! Die Panduren hatten so gut ausgeräumt im preußischen Lager, daß sie den armen Soldaten nicht bloß ihre Bagage, sondern auch ihr Brod und ihr Getränk genommen, und die Wagen mit Gemüse und Fleisch fortgeführt hatten.

Die preußische Armee also, welche die Morgenstunden mit einem so glänzenden Siege gefeiert hatte, sah einem Tage des Hungers und der Entbehrung entgegen, während die Oesterreicher, trotz ihrer ver-

lorenen Schlacht, sich trösteten bei dem preußischen Brod und mit den preußischen Eßwaaren und Getränken.

Glücklich Diejenigen, welche ein Stückchen Brod in ihre Tornister gesteckt hatten oder deren Lagerstätte von den Panduren war übersehen oder vergessen worden! Mit welchen neidischen Blicken schauten die Cameraden auf diese wenigen glücklichen Soldaten, welche sich laben konnten an ihrem Brod und in dem Egoismus ihres Hungers durchaus nicht geneigt waren, mit irgend Jemanden, und sei's ihr genauester Freund, ihr köstliches Besizthum zu theilen.

Der König gehörte nicht zu diesen Glücklichen! Er war Sieger in der Schlacht gewesen, aber der Lorbeerkrantz ließ sich nicht umbilden zu einem Stück Brod, seinen Hunger zu stillen.

Der König hatte vergeblich zu seinen Generälen und Adjutanten gesagt: „wir wollen speisen.“ Es war nichts da, um den König, welcher hungerte, zu speisen.

Als der General Rothenburg mit traurigem Gesicht dem König diese Nachricht brachte, sagte Friedrich mit einem heitern Lachen: wir wollen uns also einbilden, mein Freund, wir wären Katholiken, und da ist es denn ganz in der Ordnung, daß wir an einem hohen Festtag, wie der heutige Tag es doch gewiß ist, keine Fleischspeise essen dürfen. Ich bin's also zufrieden, wenn ich ein Stück Brod bekomme, und das denke ich, wird man doch irgendwo für den König von Preußen auffinden können.

Aber General Rothenburg forderte von dem königlichen Küchenmeister vergeblich ein Stück Brod. Es war nichts da, weder Fleisch, noch Obst, noch Brod. Die Panduren hatten Alles fortgeführt.

Ich werde nicht ohne Brod zu dem König zurückkehren, sagte Rothenburg mit Thränen in den Augen zu sich selber, indem er entschlossen hinauswanderte in das Lager. Ich werde meine letzten Ducaten dem ersten Soldaten geben, der ein Brod hat, und das werde ich dem König bringen.

Und mit spähenden Blicken ging der General durch die Reihen der Soldaten, welche hier und dort in einzelnen Gruppen lagerten, und von den blutigen und schweren Morgenstunden schwatzten und plauderten. Ah, da drüben endlich gewahrte er einen Soldaten, welcher nicht plauderte und schwatzte, sondern mit liebäugelnden Blicken das Brod betrachtete, von welchem er sich eben mit dem Taschenmesser ein Stück abfäbelte.

Mit einem Sprung, wie ein Löwe, war der General an seiner Seite und legte die Hand auf das Brod, welches ihm schöner duftete, wie sonst die herrlichste Rose.

Gebt mir das Brod, Freund, sagte er athemlos. Ich bezahle es Euch mit zwei Ducaten!

Der Soldat brach in ein spöttisches Lachen aus. Zwei Ducaten! Was soll ich mit zwei Ducaten, fragte er. Eure Ducaten kann ich nicht essen, Herr General, aber mein Brod kann ich essen, und darum ist's mir jetzt lieber, wie eine ganze Hand voll Ducaten. Behaltet also Euer Gold, ich behalte mein Brod!

Nun, wenn Ihr's nicht für Gold geben wollt, so gebt es aus Liebe! rief General Rothenburg heftig. Aus Liebe zu Eurem König, welcher hungrig ist, wie Ihr selber, und nicht einmal ein Stück Brod hat, seinen Hunger zu stillen.

Das vorher so lachende Gesicht des Soldaten ward

jetzt ernsthaft. Der König hat kein Brod, sagte er nachdenklich vor sich hin.

Der König hungert! rief der General fast bittend.

Der König hungert, murmelte der Soldat, und senkte traurig seine Blicke auf dieses Brod, welches ihm so lieblich entgeglächelte. Dann, mit einem herzhaften Entschluß, schnitt er das Brod in zwei Hälften, und dem General die eine Hälfte darreichend, sagte er: ich will Euch mein halbes Brod geben! Das ist aber auch Alles, was ich für den König thun kann! Nehmen Sie, Herr General, und nun ist's abgemacht. Mehr geb' ich nicht!

Und ich verlange auch nicht mehr, rief der General, und das eroberte Brod hoch in die Luft schwenkend, eilte er jubelnd den Weg zu dem neuerrichteten Zelt des Königs zurück.

Der Soldat schaute ihm lächelnd nach. Plötzlich ward sein Gesicht ernsthaft, ein fürchterlicher Gedanke peinigte ihn. Wie wenn der General ihn getäuscht hätte, wenn das Brod nicht für den König bestimmt wäre?

Er mußte das wissen, und sich selber von der Wahrheit überzeugen! Wie ein Pfeil flog er hinter dem General her, bald hatte er ihn eingeholt und trabte hinter ihm her, bis zum Zelt des Königs.

Der General hatte ihn wohl gewahrt, und begriff sehr wohl, weshalb er ihm nachgekommen. Lächelnd und mit freudeglänzenden Augen trat er zum König ein.

Mein König, da bin ich endlich, und bringe was Euer Majestät verlangten, ein Stück Brod.

Das heißt, ein Stück neue Lebenskraft, sagte der König, indem er das Brod nahm und mit sichtbarem Behagen davon zu essen begann. Ach, Freund, ich

denke, ein Stück Brod nach einer gewonnenen Schlacht schmeckt köstlicher, als ein Goldfasan nach einem Tage des Müßigganges! Wo hast Du diesen köstlichen Leckerbissen erbeutet, Freund?

Sire, ich bekam es von einem Soldaten, der es nicht verkaufen wollte, aber es mir bereitwillig gab, als er hörte, daß es für den König bestimmt sei. Nachher freilich ist ihm das Mißtrauen gekommen, ob ich ihn nicht um dieses kostbare Gut betrogen, und für mich selber genommen hätte, was ich für den König gefordert. So ist er mir denn nachgelaufen, um zu sehen, wohin ich ginge, und ich wette, er steht noch draußen und möchte mit seinen Blicken die Leinwand des Zeltes durchbohren; um zu sehen, ob der König sein Brod auch wirklich ißt.

Friedrich lächelte. Wir wollen ihm das bequemer machen, sagte er, indem er rasch das Zelt durchschritt und den Vorhang zurückschlug.

Richtig, da stand der Soldat und starrte zu dem Zelt hin, und fuhr in jähem Schreck zusammen, als er den König wahrte, dessen großflammende Augen auf ihn gerichtet waren.

Der König nickte ihm lächelnd zu, und führte die Hand, deren Weiße wunderbar abstach gegen das schwarze Brod das zwischen seinen Fingern hervorschaute, zum Munde.

Ich danke Euch, für Euer schönes Brod, Freund, sagte der König dann, nachdem er gegessen. Ich danke Euch, und Ihr könnt Euch für die Zukunft eine Gnade bei mir erbitten. Besinnt Euch schnell und sagt mir, was Ihr Euch wünschet.

Ach, darauf habe ich gar nicht nöthig, mich zu besinnen, rief der Soldat mit fröhlichen Lachen. Wenn

ich mir was wünschen soll, so ist's eine Schulzenstelle in meinem Vaterlande, in Preußen.

Wenn wir Frieden haben, sollt Ihr die Schulzenstelle in Preußen haben, sagte der König zu dem vor Freude laut aufjauchzenden Soldaten, indem er ihm gnädig zunicke, und dann wieder in sein Zelt zurücktrat. *)

Und jetzt, mein Freund, mein Pylades, sagte der König, jetzt wollen wir uns eine Stunde der Ruhe und der Erholung gönnen. Ich denke, wir haben sie uns heute wohl verdient, und dürfen uns jetzt wohl eine Stunde in unser behagliches Zimmer nach Potsdam versetzen. Komm, Freund, setze Dich neben mir, und lies mir vor.

Was soll ich Euer Majestät vorlesen? fragte Rothenburg verlegen.

Hole mir den Horaz, Freund, und laß uns träumen von Bandusiens Duell.

Euer Majestät wissen also nicht? — fragte Rothenburg zögernd.

Was soll ich wissen?

Daß die Panduren auch die Feldbibliothek mitgenommen haben?

Wie, auch meine Bücher? fragte der König, und eine leichte Wolke flog über seine Stirn. Was wollen denn die Panduren und Kroaten mit meinen armen Büchern? Konnten sie sich nicht genügen lassen an meiner Kriegskasse und meinem Silberzeug? Mußten sie mir auch nehmen, was für sie ganz werthlos und für mich so kostbar ist?

Mit gerunzelter Stirn, die Hände auf dem Rücken

*) Friedrich der Große. Von Karl Müchler. S. 62.

gefaltet, ging er hastig einige Male in dem engen Raum auf und ab. Dann blieb er stehen, und blickte in dem Zelte umher, als suche er Etwas.

Die Biche ist nicht da, sagte er leise, hole mir die Biche, mein Freund.

Aber General Rothenburg rührte sich nicht.

Nun? fragte der König.

Sire, die Biche haben sie auch mitgenommen.

Die Biche auch? Meine liebste, treueste Freundin, mein Lieblingsthier? rief der König schmerzlich, indem er wieder hastig auf und abzuwandeln begann. Dann aber näherte er sich dem General, und ihm die beiden Hände auf seine Schultern legend, schaute er ihm mit einem Ausdruck unendlicher Bärtlichkeit in's Angesicht.

Bist Du mir gut, Freund? fragte er ganz milde und weich. Ich seh's an Deinen Augen, daß Du Ja sagen willst. Nun denn, was kümmert mich dann die Feldbibliothek und die Biche. Die Bücher werde ich mir wieder aus Berlin kommen lassen, und die Biche sollen sie mir schon wieder herausgeben, ich werde heute noch zum General Nadasti senden und mir meine Biche loskaufen. Nicht wahr, Freund, Du denkst doch, daß sie mir das treue Thier wiedergeben werden?

Es lag ein Ausdruck so schmerzlicher Angst in den Zügen des Königs, daß Rothenburg tief davon ergriffen ward.

Die Biche wird wiederkommen, Sire, sagte er, ich zweifle gar nicht daran. Euere Majestät darf wohl auf diese Belohnung des Schicksals nach einer so gloriwürdigen Schlacht hoffen.

Der König wiegte lächelnd sein Haupt. Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen, Freund, sagte er.

Ich hätte in dieser Schlacht verdient geschlagen zu werden, weil ich mich durch Detaschements zu sehr geschwächt hatte; nur die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen haben mich von einer Niederlage gerettet.*) Ein wenig auch die Habsger der Panduren und Kroaten. Ein Stengelchen von unserm Lorbeerkranz gebührt dem Nadasti und dem Trenck. Nun, wir wollen ihnen denselben bei nächster Gelegenheit in's Antlitz schleudern. Ein Glück für uns, daß dieser Courier, welcher die neuesten Depeschen und Nachrichten aus Berlin gebracht hat, nicht schon vor der Schlacht im Lager eingetroffen war. Die Panduren würden sie auch genommen haben, während sie jetzt wohl geborgen sind. Siehst Du, Freund, wie mich das Schicksal gleich mit ernstem Fingerzeig auf meine Pflicht hinführt. Ein König soll niemals ruhen, niemals träumen und sich selber leben wollen, siehst Du, und das wollte ich doch heute thun. Ich wollte nur eine Stunde mir selber leben, und statt die Depeschen und Briefe zu lesen, wollte ich mit Dir am Horaz mich ergötzen und mit der Biche spielen. Jetzt ist's vorüber, und da wir denn unser Mahl beendet haben, wollen wir arbeiten. Geib her die Tasche dort. Da ist der Schlüssel, schliesse sie auf und nimm die Briefe heraus.

Der König setzte sich auf den Feldstuhl und breitete die Briefe und Papiere auf dem hölzernen einfachen Feldtisch vor sich aus. Die Depeschen und Zeitungen lesen wir nachher; zuerst die Briefe von Freundeshand. Da sind Briefe vom lieben d'Argens und von Knobelsdorf. Wie? und keiner von Duhan,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß, Lebensgeschichte, Th. I. S. 214.

keiner von Jordan und Kaiserling? Das macht mich bang und unruhig, und meine Seele ahnt nichts Gutes! Da ist ein Brief an Dich, Freund, und er ist von Duhan's Hand. An Dich also schrieb er, und nicht an mich. Lies also, Freund, und dann sage mir, was darin steht. Er reichte dem General den Brief dar, und erbrach dann hastig die an ihn gerichteten Briefe. Aber seine Augen schossen nur flüchtig über die Zeilen hin, und richteten sich immer wieder auf Rothenburg, der noch mit dem Lesen seines Briefes beschäftigt war.

Der König hatte sehr wohl bemerkt, daß der General gleich beim Beginn des Lesens erbleicht war, und daß das Papier in seinen Händen zitterte, er hatte sehr wohl den Ausdruck tiefen Schmerzes gesehen, der sich wie ein Trauerflor über Rothenburgs Antlitz ausgebreitet hatte.

Er konnte dieses Schweigen, diese Stille nicht mehr ertragen; sich hastig von seinem Sitz erhebend trat er zu Rothenburg, und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, sah er ihm mit seinen großen, durchbohrenden Augen fest in's Angesicht.

Der General schlug die Augen nieder und seine Lippen zitterten.

Rothenburg, sagte der König, Duhan hat Dir etwas geschrieben, was er mir nicht schreiben wollte. Es ist eine traurige Nachricht, ich seh's an Deinem Gesicht.

Euere Majestät hat Recht, es sind traurige Nachrichten, seufzte der General.

Ach, also mehr als Eine! murmelte der König, und als fehle es ihm jetzt schon an Kraft, diese schlimmen Dinge zu vernehmen, ließ er Rothenburg los und wandelte hastig in dem engen Raum auf und

ab. Rothenburg sah ihm mit traurigen, verdüsterten Blicken zu. Eine lange schmerzliche Pause trat ein.

Dann sagte der König, vor dem General stehen bleibend: jetzt sage mir Deine Nachrichten. Meine Mutter, meine Geschwister sind gesund?

Sire, die ganze königliche Familie ist gesund!

Es betrifft also meine Freunde, murmelte der König vor sich hin. Zwei von ihnen sind krank. Zwei! Wie steht's mit Jordan? Du antwortest nicht? Du weinst? Wie steht's mit Jordan? sage ich.

Sire, Jordan ist todt!

Todt! rief der König mit einem Ausdruck tiefer Wehklage, indem er sich ganz erschöpft und taumelnd auf den Feldstuhl setzte und das Haupt in seine Hand stützte. Todt! Mein theuerster, bester Freund, Jordan ist todt!

Sein Tod ist so schön, so heiter und friedlich gewesen, wie sein Leben, sagte Rothenburg. Sein letztes Wort war ein Gruß an Euer Majestät, das letzte, was er that, bevor seine Kräfte schwanden, daß er an Sie schrieb. Hier ist der Brief, Sire!

Der König nahm den Brief, welchen Rothenburg vor ihn hingelegt hatte, und betrachtete schweigend diese zitternden, schwankenden, fast unleserlichen Schriftzüge, die ihm besser als alle Schilderungen ein Bild seines kranken, todeschwachen Freundes gaben. Zwei große Thränen rannen langsam über seine Wangen nieder. Der König schämte sich ihrer nicht. Er sah sie herniederfallen auf diesen Brief seines Jordan, und dort die Schriftzeichen auflösen und verlöschen.

So ist es, sagte er leise, die Thränen verwischen die Majestät. Jordan's Hand hat da zum letzten Male diesen eitlen Titel an Se. Majestät geschrieben, und meine Thränen waschen diesen Flittertand hinweg.

Jordan, Jordan, Du löschest meine Majestät hinweg, ich bin kein König mehr, ich bin nur noch ein armer, schwacher Mensch, welcher trauert und klagt um den verlornen Freund.

Er preßte das Papier mit leidenschaftlicher Inbrunst an seine Lippen, dann steckte er es in seinen Busen und hob seine Blicke wieder zu Rothenburg empor.

Sage mir Deine andern Nachrichten, Rothenburg. Ich bin jetzt auf Alles gefaßt.

Sire, sagten Sie nicht vorher, daß Euere Majestät zwei kranke Freunde in Berlin zurückgelassen?

Jordan und Kaiserling! Kaiserling! Du willst doch nicht sagen, daß mein Cäsarion auch — oh nein, nein, das ist unmöglich. Jordan ist todt, und ich wußte, daß er sterben mußte, aber Cäsarion wird genesen. Ich weiß es, ich fühle es. Nicht wahr, Kaiserling lebt, Kaiserling muß genesen?

Sire, wenn ich ein frommer Priester wäre, würde ich antworten: Kaiserling ist genesen! Denn seine Seele ist zu Gott zurückgekehrt!

Ah, Kaiserling auch todt! Oh, Rothenburg, wie konntest Du den Muth finden, mir das zu sagen! Zwei Freunde auf einmal todt!

Der König sagte nichts weiter. Er schlug seine Hände vor sein Angesicht und weinte bitterlich.

Dann nach einiger Zeit ließ er die Hände wieder herabgleiten und starrte, wie in tiefen Träumen verloren, zur Erde hin.

Zwei Freunde auf einmal, sagte er mit einer Stimme, welche noch in Thränen zitterte. Oh, wie unglücklich ich bin, zu gleicher Zeit meinen guten Jordan und meinen lieben Kaiserling verloren zu haben. Sie waren meine Familie, und ich werde jetzt

verwaist sein, und in einer Trauer des Herzens, die finsterner und ernster ist, als die mit schwarzen Kleidern.*) Der Kummer wird aus meinem Herzen eine Wüste machen, und die Menschen werden mich eines Tages herzlos und kalt finden, aber sie werden nicht wissen, daß da drinnen in meiner Brust ein großer Kirchhof mit den Leichensteinen meiner Freunde, und daß ich an diesen vor Kummer erkaltet bin.

Und wie er leise diese Todtenklage murmelte, rannen die Thränen langsam über seine Wangen nieder. Ein so tiefer Gram, ein so zerschmetternder Kummer sprach aus dem Angesicht, der zerbrochenen Haltung des Königs, daß Rothenburg es nicht länger zu ertragen vermochte. Er stürzte zu dem König hin, und vor ihm in die Knie sinkend, riß er seine Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit seinen Thränen und seinen Küssen.

Oh, mein König und mein Held, sagte er schluchzend, hören Sie auf zu klagen, wenn Sie nicht wollen, daß ich zu Ihren Füßen sterben soll vor Schmerz.

Der König schüttelte mit einem traurigen Lächeln das Haupt. Wenn man vor Schmerz sterben könnte, wäre ich in dieser Stunde gestorben.

Oh, was würde die Welt sagen und denken, wenn sie sähe, wie der König, welcher eben als Sieger aus einer ruhmvollen Schlacht hervorgeht, seines Triumphes vergißt und um zwei Freunde trauert.

Du willst mich trösten, sagte der König, trösten mit dieser eiteln Erinnerung an einen erlangten Sieg. Glaube mir aber, ich bin Philosoph genug, um solchen Triumph zu verachten. Ich freue mich, daß ich mein

*) Des Königs eigene Worte. Rödenbeck, Tagebuch. S. 118.

Land vor dem grausamsten Unglück gerettet, und den Ruf meiner Truppen, den meine Feinde bei der Welt zu verdunkeln suchten, wieder hergestellt sehe. Aber meine persönliche Eitelkeit findet keine Nahrung dabei. Das Wohl und das Glück meiner Völker ist es allein, was mir am Herzen liegt, nicht aber denke ich an mein bißchen eigenen Ruhm dabei. Flüchtiger, nur eine kurze Zeit währender Ruhm muß einen Menschen nicht stolz machen. *)

Aber meines Königs Ruhm wird nicht flüchtig sein, sondern er wird glänzend und hell auf die Nachwelt übergehen, rief der General.

Der König zuckte fast verächtlich die Achseln. Nur der Tod, sagte er, bestimmt den Ruf der Könige und Staatsmänner, und da ich wahrscheinlich das nicht hören werde, was man einen Tag nach meinem Absterben von mir sagen wird, so will ich mich nur einfach damit begnügen, meine Pflichten so gut zu erfüllen, wie meine Kräfte es erlauben. **) Glaube mir nur, um ein rechter König und Fürst seines Volkes zu sein, muß man zunächst resigniren auf alles persönliche Glück und alles persönliche Wohlbehagen. Der Fürst, der nicht, wie Polykrates den Ring, sein eigenes Glück hineinwirft in das Meer, der kann sich nicht loskaufen von dem Mißgeschick, und die Götter werden es ihm nie vergeben, daß er zugleich ein glücklicher Mensch und ein glücklicher König sein will. Und ich, mein Rothenburg, ich hatte jetzt noch mein Leben an einem matten Sonnenstrahl des Glücks erwärmt,

*) Des Königs eigene Worte. Rödenbeck, Tagebuch Seite 116.

**) Des Königs eigene Worte. Rödenbeck, Tagebuch Seite 119

ich hatte viele Freunde! Nun kommt das Schicksal, und an dem Tage, wo es mich als König glücklich macht, fordert es von dem Menschen Friedrich zwei seiner theuersten Freunde. So muß der Mensch des Königs Glück bezahlen. — Aber genug jetzt der Klagen, fuhr der König nach einer Pause fort. Gott wollte dies Opfer, ich muß es bringen und mich schweigend unterwerfen. Ach, ich wollte, mein Herz wäre erst für immer zum Schweigen gebracht. Ich will Dir etwas sagen, Freund. Ich glaube fast, ich habe dem Macchiavell Unrecht gethan mit meinem Anti-Macchiavell. Der Mensch hat recht, nur ein Mann mit einem steinernen Herzen kann ein guter Fürst sein, denn nur Er wird es vermögen, einzig und allein das Wohl seines Volkes zu bedenken.

Oh, wie krank und gramersüß muß mein König sein, um so sprechen zu können, rief Rothenburg traurig. Sie klagen, daß Sie zwei Freunde verloren haben, Sire! Nun, sie waren auch meine Freunde, und ich habe sie auch verloren. Aber ich habe mehr an ihnen verloren, als nur sie selbst, denn ich habe in dieser Stunde gesehen, daß ich selber dem König gar nichts bin! Ich habe den Glauben an die Freundschaft meines Friedrich verloren! —

Und tief aufseufzend senkte er sein Haupt auf seine Brust. Aber jetzt stand der König schon neben ihm, jetzt schaute er ihn an mit Blicken unendlicher Liebe, jetzt legte er ihm die beiden Hände auf die Schultern, und mit einer Stimme so zärtlich und weich, wie die eines jungen Mädchens, sagte er: Mein Rothenburg, sieh mich an, und jetzt sage mir einmal, wie nennen Dich die Menschen, wenn sie von Dir und mir sprechen?

Ich hoffe, sie nennen mich Euer Majestät treuesten und verehrungsvollsten Diener.

Nein, sie nennen Dich meinen Liebling, und wenn die Menschen das sagen, so ist es wahr. Vox populi, vox dei. Kommt an mein Herz, mein Liebling!

Oh, mein König, mein Fürst, mein Freund, rief Rothenburg begeisterungsvoll, indem er sich an des Königs Brust warf.

Lange ruhten sie so, Herz an Herz, und wer sie so gesehen hätte, die beiden kräftigen Gestalten, den König und den Helden, die Sieger des heutigen Tages, wer hätte da glauben mögen, daß diese Thränen in ihren Augen nicht dem Triumph und der Freude, sondern dem Schmerz und der Liebe angehörten.

Und nun, sagte der König nach einer langen Pause, indem er sich aus des Freundes Armen emporrichtete, nun laß mich wieder König und Beamter sein. Wir sind noch nicht zu Ende mit den Depeschen und Briefen.

Er setzte sich wieder auf seinen Feldstuhl neben dem Tisch, und der General nahm wieder die Postmappe zur Hand.

Er nahm einige große, mit amtlichen Siegeln versehene Briefe hervor, aber er legte sie bei Seite, und indem er sich tief verneigte, hielt er dem König ein zierliches, duftendes, rosiges Briefchen entgegen.

Hier, Majestät, sagte er mit einem schalkhaften Lächeln, hier finde ich ein Briefchen, das vielleicht doch Euer Majestät noch verhindern möchte, König und Beamter zu sein.

Aber der König nahm den Brief nicht an, nur flog ein leises Roth über seine Wangen und seine Augen leuchteten höher auf.

Lege das weg, sagte er, ich kann es jetzt nicht

lesen. In meinem Herzen tönen noch die heiligen Orgelflänge des Schmerzes und die dürfen nicht von einer Opern-Arie unterbrochen werden. Jedes hat seine Zeit, und wenn meine Seele vor Särgen kniet, sollen meine Augen sich nicht mit der reizenden Gestalt eines Weibes, und sei sie selbst eine Houri des Paradieses, ergöhen! Lies mir die Depeschen, Freund!

VIII.

Der verhängnißvolle Brief.

Nicht der König allein hatte mit dem aus Berlin im Lager bei Sohr anlangenden Courier Briefe erhalten; jeder Regiments-Commandeur hatte seine wohlverschlossene Mappe empfangen, worin sich die Briefe für die Officiere und Soldaten seines Regiments befanden, welche er an dieselben zu vertheilen hatte. Aber um dabei jeden Irrthum und jeden Unterschleif zu vermeiden, war von dem Kriegs-Departement in Berlin jeder solchen Sendung eine Liste beigefügt, auf welcher die Adressaten der Briefe eigenhändig den Empfang derselben quittiren mußten.

Der Oberst von Saschinsky war also genöthigt gewesen, dem Lieutenant Friedrich von Trend die beiden Briefe zu geben, welche er für ihn in der Briefmappe gefunden hatte. Den einen dieser Briefe betrachtete der Oberst mit einem wilden, schadenfrohen Lachen; er war gar nicht neugierig auf den Inhalt

desselben, denn er kannte denselben sehr gut, und wußte, daß sobald Trenck ihn empfangen hätte, dieser Brief sich in einen blinkenden Dolch verwandeln werde, dessen tödtliche Spitze sich gegen des jungen Mannes eigene Brust richten müßte. Er kannte den Brief, wie gesagt, sehr gut, denn er hatte ihn schon einmal gesehen, und ihn damals auf eine listige Weise zu unterschlagen gewußt, und ihn zuerst nach Berlin zu seinem Freunde Pöllnitz zu schicken und ihn zu fragen, ob dieser Brief nicht sehr dazu geeignet sei, sie Beide zum Ziel zu führen, und den Lieutenant von Trenck unschädlich zu machen, indem man ihm damit den Hals bräche? Pöllnitz hatte bis jetzt nicht darauf geantwortet, aber heute hatte der Oberst von Jaschinsky von ihm einen Brief erhalten, und Pöllnitz hatte darin gesagt: „jetzt ist's an der Zeit, den Brief des Panduren wirken zu lassen. Ich habe daher denselben auf die Post getragen, und ich denke, ich bin ein Hiobsbote für diesen jungen übermüthigen Officier gewesen, der sich einbildet, daß ihm sein Oberst zweihundert Ducaten schuldig ist. Wenn Sie wirklich einmal sein Schuldner waren, so wird er von heute an der Ihrige sein, denn er wird Ihnen, denke ich, freies Quartier auf irgend einer preussischen Festung und das hoffentlich auf lange Zeit verdanken. Wenn Sie dem König von diesem Briefe des Panduren die Anzeige machen, können Sie ihm immerhin melden, daß der Lieutenant von Trenck heute aus Berlin noch einen zweiten Brief, wie Sie glauben von einer Dame, erhalten habe. Vielleicht läßt der König dann bei ihm nachsuchen, und daß er einen Brief von einer Dame heute erhält, weiß ich gewiß, denn ich selber habe ihn zur Besorgung übernommen, und daß er ihn nicht zerrissen hat,

versteht sich, denn Verliebte zerreißen niemals die Briefe ihrer Geliebten.“ —

Nein, Verliebte zerreißen niemals die Briefe ihrer Geliebten! Wie hätte Friedrich von Trend es über sich gewinnen können, dieses Papier zu vernichten, auf welchem ihre Hand geruht, das ihr Auge angeschaut, das ihr Athem berührt, auf dem sie ihre Liebesgrüße, ihre Schwüre, ihre Sehnsucht und ihre Treue aufgezeichnet hatte! Nein, nicht für alle Schätze der Welt würde er es fortgegeben haben, dieses heilige, dieses kostbare Papier, welches ihm sagte, daß Prinzessin Amalie ihn noch nicht vergessen habe, daß sie entschlossen sei, auszuharren in Geduld und Liebe und Treue, bis er zu ihr zurückkehren werde, ein Held, berühmmt und groß durch seine Thaten, mit der Lorbeerkrone im Haar, welche leuchtender und schöner sein werde, als irgend eine Fürstenkrone.

Als Trend das las, weinte er vor Demüthigung und Scham. Zwei Schlachten waren schon gewonnen, und sein Name war dunkel und unbekannt geblieben, zwei Schlachten, und keine dieser Heldenthaten, welche seine Geliebte mit solcher Zuversicht von ihm erwartete, hatte auf seinem Wege gelegen. Wohl hatte er seine Pflicht gethan als tapferer Soldat, aber nicht hatte er, wie Krauel im verflossenen Jahr, eine Heldenthat ausgeübt, welche den gemeinen Soldaten zu dem Freiherrn Krauel von Ziskaberg erhob, und dem unbekanntem Bauer einen Namen gab, dessen Ruhm Jahrhunderte überdauern sollte*), nicht hatte er durch

*) Der Grenadier David Krauel war der Erste, welcher bei der Erstürmung von Prag (1744) die Bastion erstieg, dort, nachdem er alle seine Patronen verschossen, sich mit dem Degen so lange vertheidigte, bis seine Kameraden ihm folgten, und so das

irgend eine große Waffenthat, ein unerhörtes, tollkühnes Unternehmen, wie etwa Ziethen, der mit seinen neugekleideten Husaren unerkannt mitten durch das österreichische Lager gegangen war*), die ganze Welt mit Staunen erfüllt. Er war eben nichts gewesen, als ein tapferer Soldat, nichts weiter, als viele Tausende anderer Soldaten. Oh, er fühlte die Kraft und den Muth in sich, die Sterne vom Himmel zu reißen, um sie seiner Geliebten als Diadem um die Stirne zu legen, mit Titanen zu kämpfen und sie in den Abgrund zu schleudern, die ganze Welt, gleich dem Atlas, auf seine Schultern zu nehmen, er fühlte die Kraft, den Muth, den Willen und die Befähigung in sich, ein ruhmgekrönter Held zu werden! Aber es fehlte ihm dazu die Gelegenheit. Die Heldenthaten, die er zu vollführen brannte, hatten nicht auf seinem Wege gelegen, sie waren mit geflügelten Sohlen vor ihm hergeflattert, er hatte sie aber nicht einzuholen vermocht. Und so war er, trotz zweier siegreichen Schlachten, in denen er mitgekämpft, trotz des sichtbaren Wohlwollens des Königs, geblieben, was er gewesen, der unbekannte, unberühmte Lieutenant von Trend!

Und mit zitterndem Herzen fragte er sich selber,

Werk eroberten. Der König ließ ihn, nach der Einnahme von Prag, in seiner gemeinen Montur an der Marschallstafel speisen, schenkte ihm eine bedeutende Summe Geldes und erhob ihn zum Lieutenant und zum Baron Krauel von Ziskaberg. Siehe Rüdtenbeck, Tagebuch. S. 107. — Preuß, Lebensgeschichte. Th. I. Seite 208.

*) Der König hatte Ziethen bei Frankenstein eine wichtige Botschaft gegeben, die er an Markgraf Karl nach Jägerndorf bringen sollte. Ziethen zog mit seinen Husaren, unkenntlich in den neuen Wintermontirungen, durch die Oesterreicher hin. Preuß, Lebensgeschichte. S. 211.

ob Prinzessin Amalie ihn noch lieben werde, wenn er so zu ihr zurückkehre, wie er gegangen, ob ihr stolzes, reines und großes Herz diese schlimmste aller Prüfungen, einen gewöhnlichen und durch Nichts ausgezeichneten Menschen geliebt zu haben, überdauern, ob sie ihn nicht verachten und sich stolz von ihm wenden werde?

Nein, nein, rief er ganz laut, ich werde nicht den frechen Muth haben, so zu ihr zurückzukehren. Wenn es mir nicht gelingen will, mich auszuzeichnen, so wird es mir doch gelingen können, zu sterben. Bei der nächsten Schlacht werde ich mir also den Ruhm oder den Tod erobern. Und wenn ich unberühmt falle, wird sie mir verzeihen und um mich weinen! Das ist immer noch schöner und begehrenswerther, als lebend von ihr vergessen oder verachtet zu werden.

Er drückte Amalien's Brief an seine Lippen, dann schob er ihn in seinen Busen und öffnete den zweiten Brief. Während er jetzt las, malte sich Staunen und Verwunderung in seinen Zügen, und ein halb spöttisches, halb lustiges Lachen umspielte seine frischen, vollen Lippen. Bald aber wurden seine Züge ernst und eine finstere Wolke beschattete seine jugendliche Stirn.

Wenn ich Feinde hätte, würden sie mit diesem Briefe mich vernichten können, sagte er leise. Er könnte, so närrisch und toll er immer ist, doch hinreichen, mich als einen Verräther darzustellen. Sollte das nicht vielleicht eine Falle sein, welche man mir gestellt, oder wie? Sollte man wirklich diesen Brief, welcher, wie man aus den Poststempeln sieht, aus dem feindlichen Oesterreich nach Berlin gewandert und dann hierher gekommen ist, so unbeobachtet an mich gelangen lassen, ohne ihn einmal gelesen zu haben? —

Ich werde mit diesem Brief zu meinem Obersten gehen und ihm denselben mittheilen, sagte Friedrich von Trend mit einem kräftigen Entschluß. Mag er darüber, wenn er will, an den König berichten. Das Geheimhalten möchte für mich gefährlicher sein, als das offene Bekenntniß.

Und diesen zweiten Brief gleichfalls in seinen Busen steckend, begab sich Friedrich von Trend in das Zelt des Obersten von Jaschinsky, der ihn mit außergewöhnlicher Freundlichkeit willkommen hieß.

Herr Oberst, sagte Trend nach der ersten Begrüßung, entsinnen Sie sich noch jenes seltsamen Briefes, den ich vor sechs Monaten von meinem Vetter, dem Panduren-Obersten von Trend erhielt?

Ah, Sie meinen jenen tollen Brief, in welchem er Ihnen anbot, zu ihm nach Oesterreich zu kommen, und Ihnen versprach, Sie alsdann zu seinem Universalerben einzusetzen?*)

Ja, jenen Brief meinte ich. Ich theilte Ihnen damals denselben mit und befragte Sie um Ihren Rath.

Und worin bestand mein Rath?

Daß ich dem Obersten von Trend freundlich und dankbar antwortete, und bei einem so wichtigen Vorschlag, der mich zu einem Millionair machen könne, weder gleichgültig noch undankbar sein sollte. Sie riethen mir, zwar diese Zumuthung, zu ihm nach Oesterreich zu kommen, abzulehnen, aber nur abzulehnen, so lange Preußen und Oesterreich noch im Krieg mit einander, und den Panduren-Obersten also auf die Zeiten des Friedens zu vertrösten.

*) Friedrich von Trend's Memoiren. Bd. I. S. 44.

Nun, ich denke, der Rath war gut und Sie konnten ihn immerhin befolgen.

Sie riethen mir ferner, meinem Vetter zu schreiben, er möge mir schöne ungarische Pferde zu meiner Equipage schicken, und versprachen mir, meinen so abgefaßten Brief durch den sächsischen Gesandten Herrn von Bossart zu befördern, aber unter der Bedingung, daß ich, wenn ich die ungarischen Pferde von dem Panduren = Obersten bekäme, Ihnen eins davon abgeben wolle.

Das war ein Scherz, wie man ihn wohl im Uebermuth des Augenblicks machen kann. Ein Scherz, der Sie indessen zu nichts verpflichten soll und für den Sie auch keine weiteren Beweise haben.

Ich? fragte Trend verwundert. Und wozu bedürfte ich der Beweise dafür, daß ich Ihnen ein ungarisches Pferd versprochen hätte? Was sollten mir diese Beweise nützen?

Der Graf Jaschinsky schlug vor dem so offenen, vertrauensvollen Blicke des jungen Officiers das Auge nieder. Einem argwöhnischeren, welterfahreneren Manne gegenüber würde seine unvorsichtige Frage ihn verathen haben, denn Jener würde in derselben die Möglichkeit einer drohenden Gefahr, der Jaschinsky sich zu entziehen suchte, erkannt haben.

Ich meinte nicht, sagte der Graf lachend, daß Ihnen der Beweis nützen solle, sondern ich wollte nur sagen, daß ich keinen Beweis dafür hätte, daß Sie mir ein ungarisches Pferd schuldig sind, und daß Sie deshalb durchaus nicht nöthig haben, mir ein solches zu geben.

Doch geschah Ihre Bitte und mein Versprechen vor Zeugen, Herr Oberst, der Lieutenant von Studnitz und der Kornet von Wagnitz waren zugegen, und

wäre das auch nicht gewesen, so würde mein gegebenes Wort allein schon bindend für mich sein. Aber vorläufig habe ich noch gar keine ungarischen Pferde, sondern nur ein Antwortschreiben meines drolligen Herrn Betters, das ich Ihnen mittheilen möchte.

Ah, der Panduren-Oberst hat Ihnen geantwortet? fragte Jaschinsky mit gut gespielter Verwunderung.

Er hat mir geantwortet und zwar den seltsamsten und pandurenhaftesten Brief, den man sich nur erfinden kann. Hören Sie nur!

Und Friedrich von Trend zog hastig den Brief hervor, den er vorher in seinen Busen gesteckt hatte. Ganz erfüllt von dieser Angelegenheit, gar nichts weiter beachtend, ganz harmlos und unbefangen, wie es die Jugend zu sein pflegt, schlug er den Brief auseinander und las:

„Aus Dero Schreiben, de Dato Berlin den 12. Februar, ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herumzutummeln. Ich habe bereits in voriger Campagne mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trend auch ein guter Soldat ist. Zur Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen damals die von meinen Leuten gefangenen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische Pferde reiten, so nehmen Sie mir die meinigen im offenen Felde ab, oder kommen Sie zu Ihrem Better, der Sie mit offenen Armen empfangen und als seinen Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird.“*)

Hätte Trend weniger aufmerksam auf seinen Brief gesehen, während er ihn las, so würde er bemerkt

*) Trend's Memoiren. Bd. I. S. 58.

haben, daß Jaschinsky, wenig auf seine Vorlesung achtend, den Blick starr auf den Boden gerichtet, sich ihm näherte und jetzt vorsichtig und leise seinen Fuß ausstreckend, etwas unter demselben zu verbergen schien. Dann blieb er mit lächelndem Gesicht neben Trendl stehen, und als dieser seinen Brief zu Ende gelesen, brach er in ein lautes Lachen aus, in welches der junge Officier fröhlich mit einstimimte.

Ihr Vetter ist in der That ein drolliger Narr, sagte der Graf, und unter den Bedingungen, die er Ihnen da stellt, nehme ich immer noch das ungarische Pferd von Ihnen an. Vielleicht finden Sie bald Gelegenheit, mir dasselbe zu geben, denn wie man sagt, werden wir jetzt mit einem Corps in Ungarn einbrechen, und so könnten Sie sich dann die ungarischen Pferde selber holen. Aber jetzt, mein junger Freund, entschuldigen Sie mich wohl. Ich muß zum König, ihm Rapport abzustatten, und Sie wissen wohl, der König duldet keine Vernachlässigung im Dienst. Nach dem Kriegsrath sehen wir uns wieder und sprechen mehr davon.

Friedrich von Trendl verabschiedete sich, ein wenig erstaunt über die so schnelle und plötzliche Entlassung. Sein Rittmeister und Oberst begleitete ihn nicht, wie er das sonst zu thun pflegte. Er blieb mitten im Zelt stehen, bis der Vorhang wieder hinter Trendl niedergefallen, bis er wieder allein war in dem Zelt. Dann aber beugte er sich mit einer hastigen Bewegung nieder und zog unter seinem Fuß dieses zierlich zusammengefaltete Briefchen hervor, das er bis jetzt unter demselben verborgen hatte.

Der Graf Jaschinsky hatte gesehen, was Trendl unbeachtet gelassen! Er hatte gesehen, daß, als Trendl den Brief des Panduren-Obersten hervorzog, mit dem-

selben noch ein anderes Papier hervorkam, das Trenck nicht beachtete, und das sich an den ersten großen Brief des Panduren wie zufällig angeheftet hatte. Als Trenck den Brief seines Veters entfaltete, war das andere Briefchen zur Erde gefallen, und während Trenck las, hatte Faschinsky so geschickt manoeuvrirt, daß er glücklich dasselbe unter seinem Fuß verborgen hatte.

Jetzt, wie gesagt, zog er dieses Papier unter seinem Fuß hervor und entfaltete es hastig. Ein Ausdruck boshafter Freude überstrahlte sein Gesicht während er las, und indem er dann das Papier hoch in seiner Hand schwang, sagte er triumphirend: Jetzt ist er verloren. Ich habe nicht nöthig, dem König zu sagen, daß Trenck einen Brief von Damenhand erhalten hat, ich werde ihm diesen Brief selber bringen, und das wird ihn besser verurtheilen, als alle Conspirationen mit seinem Vetter! Fort also zum König!

Aber indem er schon den Vorhang seines Zeltes zurückgeschlagen hatte, blieb er stehen und schien zu überlegen. Dann ließ er langsam den Vorhang wieder herunterfallen und trat sinnend in sein Zelt zurück.

Ich glaube, ich war da im Begriff, einen dummen Streich zu begehen, sagte er leise. Dieser Brief würde allerdings meinem verhaßten Gläubiger ganz sicher den Garaus machen, aber ich zweifle sehr, daß ich selber ganz glücklich davon käme, wenn ich dem König dies ominöse Schreiben selbst übergäbe. Er würde es mir niemals verzeihen, daß ich dadurch von einem Verhältniß erfahre, das er natürlich vor der ganzen Welt verborgen halten will. Die Mitwissenschaft eines solchen Geheimnisses kann nur gefahrbringend sein, und ich ziehe es vor, nichts damit zu thun zu haben. Wie fange ich es also an, dem König dieses Briefchen

zukommen zu lassen, ohne daß er glaubt, daß ich seinen Inhalt kenne?

Ah, ich hab's! rief er dann nach einer langen Pause. Das Mittel ist sicher und durchaus gefahrlos für mich selber.

Mit hastigen Schritten verließ er das Zelt und begab sich in das Zelt des Königs, den er in dringenden Dienstsachen um eine Audienz bitten ließ.

Ah, ich wette, daß Er kommt, irgend Jemand anzuklagen, sagte der König, als Jaschinsky zu ihm eintrat. Es ist ein so boshaftes Leuchten in Seinen Augen. Nicht wahr, ich hab's getroffen, einer Seiner Officiere hat wieder einen dummen Streich gemacht?

Ich überlasse die Entscheidung darüber ganz Euerer Majestät, sagte Jaschinsky demüthig. Euerer Majestät haben mir befohlen, meine Officiere, besonders den Lieutenant von Trend, genau zu überwachen und von jeder auffälligen Sache genau Rapport abzustatten.

Es betrifft also wohl wieder den Trend? sagte der König, dessen Stirn sich verfinsterte. Doch will ich Ihm vorher sagen, wenn's nicht wirklich etwas Ernsthaftes und Nothwendiges ist, was er vorzubringen hat, so laß Er's lieber, denn das bloße Anschwärzen ist mir zuwider. Ich bin mit dem Trend zufrieden, er ist ein braver und eifriger Officier, außerdem ein gebildeter Mensch, und wie mir scheint, läßt er sich jetzt niemals eine Vernachlässigung im Dienst zu Schulden kommen. Besinne Er sich also, ist es etwas Ernsthaftes, was er vorzubringen hat, oder will Er lieber schweigen?

Ich bitte Euerer Majestät um die Erlaubniß, sprechen zu dürfen.

So spreche Er, sagte der König, indem er dem

Obersten den Rücken zuwandte und sich mit den Büchern auf seinem Tische zu beschäftigen schien.

Der Lieutenant von Trend hat mit der heutigen Post ein Schreiben erhalten, das, wie ich glaube, auf ein durchaus unerlaubtes gesetzwidriges Verhältniß hindeutet.

Der König wandte sich hastig um, und ein so zorniger Blitz seines Auges traf den Rittmeister, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

Wahrhaftig, ich glaube, es ist ein Glück für mich, daß ich den Brief nicht abgegeben, dachte Jaschinsky. Der König würde mich in seinem Zorn zerschmettern.

Von wem ist das Schreiben? fragte der König.

Sire, es ist von dem Panduren-Oberst von Trend.

Der König athmete erleichtert auf und ein glückliches Lächeln erhellte seine Züge. Der Pandur ist ein Vetter unsers Lieutenants, sagte er.

Aber er steht im feindlichen Lager, und es will mir daher nicht passend erscheinen, wenn der preussische Officier den feindlichen österreichischen Officier um ungarische Pferde zu seiner Equipirung gebeten hat, und wenn der Oesterreicher ihn einladet, zu ihm zu kommen.

Steht das in dem Brief? fragte der König mit drohendem Ton, und als Jaschinsky bejahete, fuhr er fort: gebe Er her den Brief, ich muß mich mit eigenen Augen überzeugen, daß das wahr ist.

Ich habe den Brief nicht, aber wenn Euer Majestät befehlen, werde ich hingehen und ihn von dem Lieutenant von Trend fordern.

Und wenn er den Brief verbrannt hat?

Bin ich bereit einen Eid abzulegen, daß das, was ich sagte, in dem Briefe geschrieben stand. Ich selbst

habe es gelesen, denn der Herr Lieutenant selbst theilte mir das Schreiben mit.

Hole Er den Brief!

Jaschinsky ging und der König blieb gedankenvoll in seinem Zelt zurück. Wenn er wirklich ein Verräther wäre, würde er den Brief nicht selbst an Jaschinsky gegeben haben, sagte der König leise. Nein, seine Stirn ist noch so rein, sein Blick so offen, wie sonst. Der Trench ist kein Verräther, kein Verräther an seinem Vaterland, nur vielleicht an seinem eigenen Glück. Nun, vielleicht ist er zur Vernunft gekommen. Ich habe ihn oft und viel gewarnt, und er mag mich, hoffe ich, doch endlich wohl verstanden haben. — Nun, hat Er den Brief? fragte er den eben wieder eintretenden Grafen Jaschinsky.

Sire, hier ist er. Wenigstens glaube ich, daß er es ist. Ich habe mir noch nicht einmal die Zeit genommen, das Papier anzublicken, so sehr eilte ich, zu Euerer Majestät zurückzukehren.

Gab er den Brief gutwillig?

Er sagte kein Wort, sondern zog ihn sogleich aus seinem Busen hervor und gab ihn mir, und so bringe ich ihn unangesehen zu Euerer Majestät.

Der König ließ seine Blicke, welche es so gut verstanden, in den Herzen der Menschen zu lesen, einen Moment mit forschendem Ausdruck auf dem hämischen, versteckten Antlitz des Grafen ruhen. Diese wiederholte Versicherung, daß Jaschinsky den Brief gar nicht angesehen, machte den König stutzig und ließ ihn eine verborgene Absicht vermuthen.

Er nahm den dargereichten Brief und entfaltete ihn langsam und vorsichtig. Wieder ließ er dann seine durchbohrenden Blicke auf dem Antlitz Jaschinsky's ruhen. — Er hatte dieses zarte rosige Briefchen be-

merkt, welches da in diesen Brief des Panduren-Obersten hineingeschoben war, und jetzt begriff der König die Worte des Grafen. Dieser kleine Brief, das war der eigentliche Kern des Ganzen und Jaschinsky wollte ihn nicht kennen.

Warte Er draußen vor dem Zelt, bis ich Ihn rufe. Ich will den Brief mit Besonnenheit lesen, sagte der König vollkommen gelassen, aber als Jaschinsky sich entfernt hatte, entfaltete er hastig das Papier, und ohne auf das Schreiben Trend's zu achten, das er auf den Tisch warf, nahm er dieses kleine Briefchen, das darin gelegen, zur Hand.

Als er seine Augen darauf richtete, schrak er zusammen und preßte die Lippen fest aufeinander, als wolle er einen Ausruf des Zorns zurückhalten.

Es ist ihre Handschrift, murmelte er leise, indem er sich auf den Feldstuhl niedergleiten ließ. Ja, es ist ihre Handschrift, und all' mein Bemühen ist umsonst gewesen. Sie haben mich nicht verstehen wollen. Sie sind also verloren!

Und tief aufseufzend bestete der König wieder das Auge auf den Brief. Mit traurigem, wehmuthsvollem Herzen, mit vor Kühlung oder vor Zorn zuckendem Angesicht las der König diese unschuldsvollen und feuschen Bekenntnisse eines träumerischen, phantastischen jungen Mädchenherzens, diese schwärmerischen und heroischen Gelöbniße eines Kindes, welches meint, die Welt überwinden zu können mit ihren Gebeten, ihrer Liebe und Energie.

Armes Kind, murmelte der König einmal, Du willst Deine jungfräuliche Seele in das Weltrad werfen und es zum Stillstand zwingen, aber Du wirst Dir doch nur Dein eigenes Dasein daran zerschellen und Dich selbst zerschmettern. Dich selbst und ihn,

den Du liebst! Arme, beklagenswerthe Kinder, warum ist es mir nicht beschieden, Euch glücklich zu machen, warum muß ich wie das Unheil auf Euch hereinbrechen und Euch Beide verderben! Wär's denn nicht möglich, das zu ändern, nicht möglich, einmal aller Vorurtheile zu vergessen, und zweien Menschen das Glück zu schenken, ganz unbekümmert um die Welt! Wär's nicht möglich Gnade zu üben, und einmal die segnende Gottheit auf Erden, statt der strafenden Majestät zu spielen?

Und ganz ergriffen von diesen mächtigen und stürmenden Gefühlen ging der König hastig auf und ab. Und warum sollte es nicht sein können, fuhr er dann fort. Hat man mir nicht erzählt, daß die Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche in Petersburg als Czarewna in der Kaisergruft begraben worden, jetzt in Paris als Frau von d'Aubigny lebt, und aus ihrem glänzenden Unglück geflüchtet ist, um ein bescheidenes stilles Glück? Die Frauenherzen sind ja so wunderbar, daß ihnen ein Myrthenkranz begehrenswerther ist als eine Krone. Warum soll ich denn ein Mädchen durchaus zwingen, eine Fürstin zu sein, wenn sie nur ein Weib sein will? Warum soll ich hart sein, ich, welcher selbst so viel gelitten hat durch Anderer Härte? Und wollte ich nicht auch entfliehen, nicht auch der Krone entsagen, um des Rechtes willen, ein freier und ein glücklicher Mensch zu sein? Soll ich sie nun strafen für das, was ich selbst gewollt? Soll ich nun den Tyrannen spielen, nachdem mein eigenes Herz zerdrückt ist von fremder Tyrannei? Oh, es muß göttlich sein, einmal das Menschenglück über die Staatsklugheit siegen zu lassen! Soll ich sie entfliehen lassen; entfliehen in eine Wüste, um da ihrer Liebe ein Paradies zu schaffen? Ach, aber wie bald

würde die Schlange sich einfinden in diesem Paradiese, wie bald würde die Uebersättigung, der Ueberdruß, die Langeweile und endlich die Neue kommen, um sie für ig aus ihrem Paradiese zu verjagen. Man trinkt sich kein reines Glück aus einem Becher, auf dessen Grunde man einst die Neue finden kann. Nein, die Tochter der Hohenzollern kann nicht dem stolzen Namen ihrer Väter entsagen, um schamboll einem demüthigenden Glücke nachzulaufen. Die Prinzessin von Preußen kann nicht den Töchtern meines Landes das unwürdige Beispiel einer thörichten und gesetzwidrigen Liebe geben, die Schwester der Kronprinzessin von Schweden, die Tochter meiner Mutter darf nicht wie eine Landstreicherin mit ihrem Liebsten heimathlos umherirren, und zu einer Abentheurerin werden. Möge sie sich bei ihrem Schicksal beklagen, daß sie keine Zigeunerin ist, sondern eine Fürstentochter! Ich kann es nicht ändern. Das Schicksal verurtheilt sie, nicht ich! Verurtheilt sind sie, aber das Schwerdt, welches über ihnen hängt, darf nur herabfallen auf sein Haupt! Er ist der Schuldige, denn er ist der Mann. Er hat gewürfelt um ein hohes Glück oder ein schmachvolles Unglück, und er hat verloren!

Jetzt nahm der König den Brief des Panduren-Obersten von Trend zur Hand und las ihn mit aufmerksamen, gespannten Mienen. Er hat verloren und er ist verloren, sagte er dann. Dieser Brief giebt einen vollgültigen Beweis gegen ihn, dieser Brief ist die eiserne Maske, welche ich seinem Verbrechen vor das Antlitz hefte, damit es nicht sprechen und sich ver-rathen kann an die Welt. Ich würde über diesen Brief lachen, wenn nicht der andere Brief wäre, welcher ihn verurtheilt. So aber muß er mir als Vorwand dienen, und dazu ist er gut genug.

Lange noch ging der König in tief-ernsten Gedanken auf und ab. Sein Antlitz war trübe aber entschlossen, und ein unerschütterlicher Wille flammte aus seinen großen Augen.

Nach einiger Zeit trat er zum Tisch und nahm die beiden Briefe. Den Brief der Prinzessin steckte er in seinen Busen, den andern faltete er zusammen und durchschritt dann hastig das Zelt, um den Grafen Jaschinsky zu rufen.

Herr Rittmeister, sagte er, dies Mal hat Er Recht gehabt. Der Lieutenant von Trend ist ein schlimmer Verbrecher, denn aus dem Briefe geht ganz unleugbar ein hochverrätherischer Verkehr mit unserm Feinde hervor. Wenn ich ihn vor ein Kriegsgericht stellte, würde dies ihn zum Tode verurtheilen. Weil er aber vielleicht nur aus Leichtsinne und Unbedacht so gehandelt hat, will ich Gnade an ihm üben und sehen, ob einige Jahre Festungsstrafe ihn curiren können. Er kann ihm das von mir sagen, indem Er ihm diesen Brief seines Herrn Veters zurückgibt. Er hat diesen Brief nicht geöffnet, als Er ihn mir brachte?

Das Auge des Königs ruhte mit einem drohenden Ausdruck auf dem Antlitz des Grafen, indem er so fragte.

Nein, Majestät, ich habe den Brief nicht geöffnet, erwiderte dieser mit vollkommener Ruhe.

Daran hat Er sehr wohl gethan, sagte der König, denn es hatte sich darin eine Wespe verkrochen, welche ihn leicht tödtlich hätte stechen können. Geh' Er jetzt und bringe Er dem Lieutenant von Trend seinen Brief und nehme Er ihm seinen Degen ab. Er ist von dieser Stunde an Arrestant und soll sogleich nach der Festung Glaz abgeführt werden.

Soll es in der Stille geschehen, Sire? fragte

Zaschinsky, kaum im Stande seine Freude zu verbergen.

Nein, im Gegentheil! Ich will, daß die ganze Armee, die ganze Welt es erfahre, weshalb der Lieutenant von Trend bestraft wird. Er kann es Jedermann sagen, daß der Trend ein Verräther ist, welcher mit seinem Vetter in Oesterreich unerlaubte Correspondenz geführt und mit dem Feinde conspirirt hat. Seine Verhaftung soll also durchaus öffentlich geschehen, und unter Bedeckung von funfzig Husaren soll er nach Olaz abgeführt werden. Geh' Er jetzt und besorge Er das!

Die Würfel sind gefallen, er ist verloren, sagte der König feierlich, als er wieder allein war. Trend ist verurtheilt, und Amalie wird ihren ersten Schmerz zu bekämpfen haben. Arme Amalie!

Draußen standen die Generäle und unter ihnen der Liebling des Königs, der General Rothenburg. Der König hatte sie zu einer Berathung zusammenrufen lassen, und sie harrten seines Rufes, um in sein Zelt eintreten zu dürfen.

Aber der König rief sie nicht, er hatte vielleicht ganz vergessen, daß sie da waren. Er ging immerfort, die Arme in einander geschlagen, langsam auf und ab, ganz verloren in Gedanken, ganz achtlos auf das, was um ihn her geschah. Aber jetzt plötzlich blieb er stehen und horchte. Er hatte das Traben vieler Pferde gehört und er wußte, was das zu bedeuten hatte. Er näherte sich dem Ausgang des Zeltes und schlug vorsichtig den Vorhang so viel zurück, um unbemerkt sehen zu können, was da draußen geschah.

Das Geräusch der Pferdehufe kam näher und näher. Da ziehen die ersten Husaren an dem Zelte

des Königs vorüber, da wieder zwei und noch wieder, und wieder und immer wieder, und da in ihrer Mitte dieser bleiche Jüngling mit dem verstörten Antlitz, den starren, weit in die Ferne schauenden Augen, den farblosen Lippen, welche niemals das Lachen gekannt zu haben scheinen, dieser Officier ohne Degen und ohne Epauettes, der wie ein Trunkener auf seinem Pferde schwankt. Ist das Trend, der schöne, der junge, der lebensmuthige Trend, der Geliebte einer Prinzessin, der Liebling aller Damen, der gefeierte Held der Gesellschaft und des Tanzsaals, der beneidete Günstling des Königs?

Er ist vor dem Zelt des Königs vorüber, hinter ihm her kommen seine Diener mit seinen Pferden und seinem Gepäck, dann kommen wieder die Husaren, welche den Zug beschließen, den Leichenzug von Trend's Glück und Freiheit!

Der König trat von dem Vorhang zurück und eine tiefe Bewegung sprach aus seinen Zügen.

Jetzt, sagte er feierlich, jetzt habe ich meine erste Ungerechtigkeit begangen, denn ich habe diesen Mann gestraft ohne Urtheilsspruch und Recht, ich habe ihn nicht vor ein Kriegsgericht gestellt, sondern nur vor das Gericht meines eigenen Gewissens, und das hat ihn verurtheilt! Möge die Welt mich verdammen, und wenn die Geschichte einst sagen wird, daß ich an Trend eine Ungerechtigkeit begangen habe, so möge sie wenigstens hinzufügen können, daß es meine einzige gewesen!

IX.

Die Rückkehr nach Berlin.

Der Friede war geschlossen. Das arme, aus tausend Wunden blutende Vaterland durfte wieder ausruhen von seinen Anstrengungen, und Kräfte sammeln zu neuen Thaten und neuen Anstrengungen. Maria Theresia's Gemahl war zum römischen Kaiser erwählt und gekrönt, und zu Dresden waren die Friedensbedingungen von Oesterreich und Preußen unterzeichnet worden. Oesterreich entsagte darin für alle Zeiten seinen Ansprüchen auf die Lausitz und Schlesien, Preußen erklärte mit dem bis jetzt wiedereroberten Antheil von Schlesien sich begnügen zu wollen. Siegreich kehrte der König mit seiner Armee in sein Land zurück, und überall zog ihm das Volk jubelnd entgegen, überall begrüßte es ihn als den Retter des Vaterlandes, als den Erlöser und Befreier. Berlin hatte sich zum Empfang des Königs sein herrlichstes Festkleid angezogen, und die Natur war ihm dabei behülflich gewesen, denn sie hatte die Straßen und die Dächer der Häuser mit dem weißfunkelnden schneeigen Feierkleide geschmückt, das in der kalten hellen Decembersonne mit tausend Sternentreisen und Brillanten funkelte. Aber Niemand fühlte heut, daß die Luft kalt und der Wind schneidend sei, Jedermann trug einen Sommer heller Freudenblüthen in seinem Herzen, und fühlte deshalb nicht, daß es Winter sei. Ueberall waren die Fenster geöffnet, und in denselben sah man schöne geputzte Frauengestalten, die mit glän-

zenden Augen und holdem Lächeln dem schönen angebeteten König entgegenfahen, mit eben solcher Ungeduld und Neugierde wie das Volk, welches da unten die Straßen füllte und ganz begierig und heißhungrig darauf war, seinem jungen Heldenkönig seine Vivats entgegen zu brüllen.

Und endlich schlug die glückliche Stunde, endlich verkündete der Donner der Kanonen, das Läuten der Glocken, das Jauchzen des Volks, das sich wie eine Lawine durch alle Straßen, welche zu dem Königsschloß führten, heranrollte, daß der König wieder eingezogen in seine Residenz, die er in den letzten Tagen noch durch schnelles Handeln und kühnen unerwarteten Angriff vor einem Ueberfall der Oesterreicher und Sachsen, welche die Preußen in ihren Winterquartieren zu überfallen und Berlin zu erobern gedachten, gerettet hatte.*) Ueberall jauchzte ihm daher das Volk

*) Der König erhielt durch den schwedischen Gesandten in Dresden Wolfenstierna die Nachricht, daß die Oesterreicher unter dem Grafen Grünne, die Sachsen unter General Buchner die Preußen in ihren Winterquartieren überfallen und dann im Sturmschritt nach Berlin rücken wollten, um die Residenz einzunehmen, und dadurch den König zu zwingen, Schlesien an Oesterreich, Magdeburg, Halberstadt, Halle und das dazu gehörige Gebiet an Sachsen abzutreten. Der König aber rückte mit seiner Armee ganz in der Stille dem Feind entgegen, schlug den Grafen Grünne von den Brandenburgischen Grenzen auf der Höhe von Königsbrück zurück, während Zietzen bei Katholisch Hennersdorf die Sachsen schlug. Berlin, von so naher Gefahr bedroht, hatte alle seine Bürger bewaffnet, und vielfache Vorbereitungen zu einem ernsthaften Widerstand getroffen. Um so glücklicher war es jetzt, durch den neuen Sieg des Königs befreit worden zu sein, und es machte daher seinem Uebermuth und seiner Freude bei der am Tage der Ankunft des Königs stattfindenden Illumination in vielfachen Scherzen und Anspielungen Lust. Besonders zeichnete sich ein Transparent aus, auf welchem der General Grünne nebst vielen österreichischen Generälen auf Krebsen reitend zu sehen war, in

zu, überall aus den Fenstern winkten ihm die Frauen mit wehenden Tüchern entgegen und warfen ihm duftende Blumensträuße in den offenen Wagen, in welchem der König mit seinen Brüdern daher fuhr. Wie er jetzt vorüberfuhr an dem kölnischen Gymnasium, begannen die dort aufgestellten Schüler einen feierlichen Gesang, eine Hymne und ein Gebet für den König, den Helden, den Vater. „Vivat, vivat Fridericus Rex, vivat Augustus, Magnus, Felix Pater Patriae“ sangen die Schüler, aber aus der Menge des Volkes rief plötzlich eine Stimme, lauter als der Gesang der Gymnasiasten, lauter als die Posaunen und Trompeten diese vier Worte: Vivat Friedrich der Große! — Das Volk, welches schweigend dem lateinischen Gesang zugehört hatte, welchen es nicht verstand, das Volk verstand diese heiligen und ruhmvollen Worte, und plötzlich wie aus einer Kehle donnerte und brüllte diese ganze wogende lebensvolle Masse: Vivat Friedrich der Große!*) — Und wie ein Lauffeuer breitete sich dieser Ruf durch alle Straßen und über alle Plätze, und von allen Fenstern tönte er wieder, und stieg hinauf auf die Dächer und zu den in den Bäumen und an den Laternen hangenden Straßenhuben. Vivat Friedrich der Große! rief und schrie, jubelte und jauchzte ganz Berlin, und dieser Ruf, so vielstimmig, so gewaltig, so riesenstark, machte die Luft erzittern, übertönte das Glockenläuten und

weiter Ferne die Stadt Berlin. Darunter stand: „General Grüne will nach Berlin.“ — Dem schwedischen Gesandten schenkte der König zum Dank für die ertheilte Warnung ein sehr kostbares Meißner Porcellan-Service. — Siehe Preuß, Lebensgeschichte. Th. I. S. 217. — Rödtenbeck, Tagebuch. S. 121.

*) Preuß, Lebensgeschichte. Th. I. S. 220.

den Chorgesang der Gymnasiasten, und überhauchte die bleichen Wangen des jungen Heldenkönigs mit einem flüchtigen Roth. Berlin, die Geburtsstadt Friedrichs, Berlin hatte seinen König jetzt aus der Taufe gehoben, und in feierlicher Volksversammlung hatte es ihm seinen Namen gegeben, seinen Namen, welcher ihm treu bleiben wird durch alle Jahrhunderte und durch alle Zeiten, seinen Namen: „Friedrich der Große!“

Der König, wie gesagt, erröthete, als er diesen Ruf vernahm. Sein Herz, welches bis dahin düster und traurig gewesen, fühlte sich wie von einem hellen Sonnenstrahl erwärmt; der Ehrgeiz klopfte an die Brust des Königs, und weckte ihn aus seiner wehmuthsvollen Trauer um die Freunde. Nein, Friedrich hat jetzt nicht mehr Zeit an die Gestorbenen zu denken, nicht mehr Zeit heimlich zu klagen, daß er sie, die geliebten, die getreuen, nicht mehr in Berlin finden soll*); der Freund darf nicht mehr klagen um die Freunde, der König in ihm muß größer sein, als der Freund. Sein Volk ist da, um ihn zu begrüßen, um ihn willkommen zu heißen, um ihm die Namens-taufe der Unsterblichkeit zu geben; der König hat kein Recht, sich der Liebe seines Volkes zu entziehen, er muß ihm seine ganze Seele und sein ganzes Herz entgegentragen. Sich dessen jetzt bewußt werdend,

*) Kurz vorher, ehe der König nach Berlin zurückkehrte, schrieb er an Duhan: Ich kann nicht ohne Kummer daran denken, daß Jordan, den ich so sehr geliebt habe, nicht mehr ist. Aus diesem Grunde scheue ich mich vor Berlin, und es wird mir viele Mühe kosten, mich von den Annehmlichkeiten zu entwöhnen, welche mir dort ehemals die Freundschaft und der Umgang Jordan's und Kaiserling's gaben, deren Verlust ich mein ganzes Leben hindurch bedauern werde.

richtet Friedrich der Große sich höher empor, und eine schöne Röthe flammt auf seinem Angesicht, ein wunderbares Blitzen sprüht aus seinen Augen, und wie er mit freundlichem Neigen das Volk grüßt, vermag er es sogar, über sich zu lächeln.

Jetzt ist er in Wahrheit Friedrich der Große, denn er hat sein eigenes Herz besiegt, und auf die offene Wunde seines Privatkummers hat er als köstlichen Balsam die Liebe seines Volkes gelegt.

Da hält der Wagen vor dem Schloßportal. Der König erhebt sich von seinem Sitz und nimmt den Hut ab, um mit einem wundervollen Lächeln nach allen Seiten hin das Volk zu grüßen, welches wieder und immer wieder seine mächtige Orgelstimme erhebt und ruft: Vivat Friedrich der Große!

Als es jetzt einen Moment still wird, ruft eine einzelne volle gebieterische Stimme dicht neben ihm: Es lebe Friedrich der Große!

Der König erbebt in süßem Schreck und blickt um sich. Er hat die Stimme erkannt, es war die Stimme seiner Mutter! Da steht sie hoch und stolz aufgerichtet im Schloßportal, da steht sie funkelnd von Brillanten, umgeben von den Prinzessinnen des königlichen Hauses, aber höher als die Brillanten in ihrem Haar leuchten ihre Augen, köstlicher als die Perlen um ihren Hals sind diese zwei Perlen, welche ihre Wangen herabrollen, diese zwei Thränen, welche die Mutterliebe geweint hat im Uebermaß ihres stolzen Glückes. Denn sie hat den Ruf des Volkes vernommen, sie hat gehört, mit welchem erhabenen Namen es eben ihren Sohn getauft hat, mit einem Namen, den kein Kaiser und kein König, und sei er der mächtigste und der größte, sich jemals selber verleihen, den er immer nur als eine Belohnung von seinem

Volk empfangen kann. Sie ist Zeuge gewesen, wie diese beiden Souverainitäten sich einander gegenüber standen, und wie das Volk, als die mächtigste und größte von beiden, seinem Vasallen einen Namen gab, und ihm die Gnadenkette unsterblichen Ruhmes um die Schultern hing. Die Königin hat gehört, daß das Volk ihren Sohn „Friedrich den Großen“ genannt hat, und das Herz der Mutter ist davon mit dem reinsten, dem stolzesten Glück erfüllt, und mit lautem Jubelruf wiederholen ihre Lippen den Ruf, den sie das Volk gelehrt: Es lebe Friedrich der Große!

Der König hat ihre Stimme erkannt, mit einem Sprung ist er aus dem Wagen, und eilt zu ihr hin und wirft sich in ihre geöffneten Arme, und legt sein Haupt an ihre Brust, wie er als Kind gethan, und weint an ihrem Halse heiße Thränen, Thränen, welche Niemand sieht, welche nur die Mutter brennend heiß ihren Busen netzen fühlt. Die Glocken läuten, die Kanonen donnern, der König hält immer noch seine Mutter umfassen und ruht an ihrem Herzen, und das Volk, welches mit überfließenden Augen diesem Schauspiel zusieht, ruft leiser und mit vor Rührung zitternder Stimme seinen erhabenen Jubelgruß, und leise in ihrem Herzen, aber nicht mit ihren Lippen wiederholt ihn Elisabeth Christine, die Gemahlin des Königs, und ihre von Thränen umdüsterten Augen richten sich zum Himmel, nicht zürnend und vorwurfsvoll, sondern nur andachtsvoll flehend für das Glück dessen, den sie liebt, für ihren Gemahl!

Er hat sie nicht gesehen, oder doch nicht beachtet. Er hat seiner Mutter den Arm gegeben und steigt mit ihr die breite mit Teppichen belegte Treppe hinauf, und hinter ihm her geht seine Gemahlin mit den

Prinzen und Prinzessinnen, und die Glocken läuten noch immer und die Kanonen donnern, und das Volk ruft und schreit, und langsam wallt der glänzende Zug die Schloßstreppe hinauf, langsam durch die Säle vorwärts.

Friedrich der Große! hallt es herauf von der Straße, und die Fenster des Königsschlosses beben und klirren von diesem neuen stolzen Namen, und vor dem König her durch die Säle geht dieser Name mit dem leisen unhörbaren Geisterschritt der Weltgeschichte, und er öffnet die Thüren des weißen Saales, und wie der König eintritt, scheinen alle die Statuen und Bilder der Hohenzollern sich zu beleben, und die todten Augen leuchten auf, und die starren Lippen lächeln, und die unbeweglichen Köpfe neigen sich, denn die Weltgeschichte mit ihrem Geisterschritt ist auch vor ihm her in diesen Saal seiner Ahnen gegangen, und hat sie aus ihren Gräbern wachgerufen, mit diesem Namen, den nur die Hohenzollern vor ihm getragen, und der an dem Stammbaum der stolzesten Fürstengeschlechter eine so seltene Blüthe ist, wie die Blüthe der Aloe, zu deren Erzeugung ihr Stamm hundert Jahre der Ruhe und der Erholung bedarf.

Und der König grüßt seine Ahnen mit einem freudigen Lächeln, denn er fühlt, daß er ihrer werth ist. Keine Trauer, kein Schmerz und keine Mißstimmung ist in ihm, er hat Alles vergessen, Alles überwunden, in dieser Stunde ist er nur der König und der Held!

Und der König bleibt er den ganzen Tag, aber wie die Schatten der Nacht sich herniedersenken, wie ganz Berlin wiederstrahlt im Glanz der Kerzen, wie alle Straßen und alle Häuser flammen und leuchten, und inmitten dieses Feuers das Volk in schwarzen

ewig beweglichen Strömen auf und niederwogt und braust, da legt der König alle seine Herrlichkeit bei Seite, und der Mensch, der Freund, der Liebende tritt wieder in seine Rechte.

Durch die erleuchteten Straßen wogt das Volk und jubelt seine Bivats auf Friedrich den Großen. Wo ist der König? Zeigt er sich auf dem Balcon seinem Volke, genießt er vom offenen Wagen aus des Anblickes dieser glanzvollen Illumination? Nein, nur die Königinnen und die Prinzen fahren durch die Straßen, der König sitzt am Krankenbette eines Freundes, an Duhan's, seines Erziehers Sterbebett.

Draußen jauchzt das Volk. Der König achtet nicht darauf, mit angstvollem Herzen hört er auf die schweren Athemzüge seines Freundes, und mit leiser, wehmuthsvoller Stimme spricht er zu ihm Worte des Trostes und der Liebe!

Dann geht er von dannen. Und jetzt leuchtet sein Auge höher auf, und ein köstlicher Glanz ist über sein jugendvolles schönes Antlitz ausgebreitet. Jetzt ist er nicht der König und nicht der trauernde Freund, jetzt ist er der junge Mann, und mit Jünglingskraft schlägt das Herz in seiner Brust, hüpfst und braust das Blut durch seine Adern.

Der König geht zu seinem Liebling, zum General Rothenburg. Dort will er zur Nacht speisen, dort will er sich eine Stunde des Glückes, des Frohsinnes erhaschen, dort will er eine Stunde vergessen, daß er König ist.

Rothenburg hat es auch schon vergessen, denn er kommt seinem königlichen Gaste nicht entgegen. Er empfängt ihn nicht an der Schwelle. Niemand empfängt ihn, aber der Flur und die Treppe ist erleuchtet, der König eilt die Stiegen hinan, und da

öffnet sich eine Thür und ein Weib schwebt heraus, schön wie ein Engel, mit Augen, so strahlend, wie Sterne, mit Lippen, so glühend, wie Purpurrosen, mit einem Lächeln, so wunderbar und leuchtend, wie Morgenröthe. Ist es ein Engel oder ist es ein Weib? Wie Musik der Sphären klingt dem König ihre Stimme, welche ihm den Willkommengruß flüstert, und einen Engel glaubt er zu sehen, wenn er sie anschaut, sie, Barberina!

X.

Die Hiobspost.

Berlin jauchzte und schrie und sang und illuminierte und tanzte und declamirte drei Tage lang zur Feier des erkämpften Friedens, zur Feier der Rückkehr des Königs, Jedermann schien glücklich, freudenvoll und befriedigt, Jedermann, — nur Prinzessin Amalie nicht. Sie theilte nicht die stolze Freude ihrer Familie und der laute Jubel des Volkes fand keinen Wiederhall in ihrem Herzen. Kummervoll und mit von Thränen umflüsterten Augen ging sie in ihrem Boudoir auf und ab. Drei Tage hatte sie diese unermessliche Qual, diese trostlose Ungewißheit nun schon ertragen, drei Tage hatte sie heiter erscheinen müssen mit vor Angst und Entsetzen zitterndem Herzen, drei Tage hatte sie allen diesen Festlichkeiten, diesen Galladiner's, diesen Theater Vorstellungen, diesen Maskeraden

und Bällen, diesen Illuminationen und Spazierfahrten beiwohnen und immer sich zwingen müssen, heiter zu erscheinen, denn immer hatte sie gefühlt, wie das Auge des Königs prüfend und zürnend auf ihr ruhte, immer, wenn sie, ganz überwältigt und erschöpft von dieser Anstrengung, heimlich aus dem Geräusch der Feste sich zurückziehen wollte in ihre Gemächer, war der König zu ihr getreten und hatte sie leise und unvermerkt wieder zu ihrem Sitz neben ihrer königlichen Mutter zurückgeführt, indem er mit ihr scherzte und plauderte, während seine Augen ihr zu drohen schienen. Einmal indeß hatte sie nicht die Kraft gehabt, seinen heitern Scherz mit einem Lächeln zu erwidern, sondern mit flehenden, von Thränen undüfterten Blicken hatte sie zu ihrem Bruder emporgeschaut. Da hatte der König sich zu ihr geneigt, und mit drohendem Ton gesagt: „Ich befehle Ihnen heiter zu sein. Eine Prinzessin hat nicht das Recht zu weinen, wenn das ganze Volk fröhlich ist.“

Heute endlich waren diese Feste vorüber, heute endlich durfte Amalie auf einige Stunden des Alleinseins, der ungestörten Muße hoffen, heute durfte sie weinen, durfte sie diese Klagen, die in ihrem Herzen brannten, auf ihre Lippen treten lassen, und den Schrei der Angst, der in ihrem Busen zitterte, ausströmen in die Einsamkeit.

Wo war Er? Wo war Trend? Warum war er nicht heimgekehrt? Warum bekam sie keine Nachricht, kein Liebeszeichen, keine Botschaft von ihm? Er war nicht unter den Gefallenen oder schwer Verwundeten, sie hatte die Listen derselben genau durchgelesen, er war nicht unter den Heimgekehrten, denn sonst würde sie ihn schon gesehen haben. Wo war er also? War er krank? Hatte er sie schon vergessen, oder

schämte er sich, so ohne Ruhm und ohne Lorbeer zu ihr zurückzukehren? Oder war er vielleicht von Oesterreichern gefangen, und schmachtete im Gefängniß, während sie lachen und scherzen, sich schmücken und fröhlich sein mußte?

Und während Prinzessin Amalie sich das selber fragte, rannen heiße Thränenströme über ihre Wangen nieder, und Seufzer und Schluchzen ersticke ihre Stimme.

Wenn er todt ist, sagte sie ganz glühend und energisch, so werde ich auch sterben, wenn er gefangen ist, werde ich ihn befreien, wenn er aber nicht kommt, weil er fürchtet, daß ich ihn nicht mehr liebe, nun, da er nicht berühmt, nicht General geworden ist, so werde ich zu ihm gehen, und ihm sagen, daß ich ihn liebe, daß ich nichts will als ihn lieben, daß ich mit ihm fliehen will in irgend ein stilles, einsames Thal, eine kleine verschwiegene Hütte, daß ich meinen Fürstentitel, meine Hoheit und Geburt, daß ich Alles aufgeben und verlassen will, um nur ihm anzugehören, um nur sein Weib zu sein!

So weit war sie in ihren Betrachtungen gekommen, als ein leises Klopfen an der Thür sie aufmerksam machte, und die Stimme ihrer Hofdame um Einlaß bat.

Ach, seufzte die Prinzessin, wenn die gute Marwitz noch bei mir wäre, würde ich nicht nöthig haben, diese Qualen zu erdulden. Aber mein Bruder hat mich auch dieses Trübses beraubt; ohne es zu wissen, hat er mir meine Vertraute genommen und sie zu ihren Eltern geschickt, um mir dafür eine ganz fremde, langweilige Person, welche ich hasse, welche ich verabscheue, aufzudrängen.

Die Stimme draußen, welche einen Moment ge-

schwiegen hatte, bat jetzt wieder und dies Mal noch dringender und flehender um Einlaß.

Ich werde ihr wohl öffnen müssen, sagte die Prinzessin unwillig, nach der Thür gehend und den Kiegel zurückschiebend. Treten Sie ein, Fräulein von Haak, sagte die Prinzessin, und kehrte der Eintretenden den Rücken zu, um sie ihre verweinten Augen nicht sehen zu lassen.

Fräulein von Haak heftete ihre traurigen sanften Blicke auf die junge Prinzessin und bat mit sanfter Stimme um Verzeihung wegen ihres unwillkommenen Erscheinens.

Sie werden ohne Zweifel Gründe haben, welche Sie rechtfertigen, sagte die Prinzessin, und ich bitte Sie daher mir dieselben schnell zu sagen, ich wünsche baldmöglichst wieder allein zu sein.

Eure königliche Hoheit sind so hart gegen mich, flüsterte das junge Mädchen seufzend. Man hat mich Ihnen aufgedrängt, ich weiß es, und Sie hassen mich, weil ich an die Stelle des Fräulein von der Marwitz getreten bin. Aber es war nicht meine Schuld, Prinzessin, ich schwöre es Ihnen, und es geschah nur auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Königs, daß meine Mutter einwilligte, mich unsere stille Zurückgezogenheit aufgeben und an den Hof gehen zu lassen.

Sind Sie nur gekommen, um mir das zu sagen?

Nein, Hoheit. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, daß ich, seit ich die Ehre habe bei Ihnen zu sein, Sie liebe, daß in der Dede und Einsamkeit, welche mich hier rings umgab, mein Herz sich Ihnen ganz zu Eigen gegeben hat, und nimmer von Ihnen lassen kann. Oh, stoßen Sie mich also nicht zurück. Sagen Sie mir, was Sie traurig macht, lassen Sie mich Theil nehmen an Ihren Schmer-

zen und Ihren Sorgen. Prinzessin, ich biete Ihnen das Herz einer Freundin, einer Schwester, werden Sie es zurückweisen?

Und mit von Thränen überflutheten Wangen eilte das junge Mädchen zu Amalien hin, um vor ihr auf die Kniee zu sinken.

Aber die Prinzessin zog sie empor in ihre Arme und drückte sie fest an ihre Brust. Oh, sagte sie, ich sehe wohl, daß Gott mich nicht verlassen; er sendet mir einen Beistand und einen Trost in meiner Noth, denn er sendet mir eine Freundin!

Eine Freundin, auf welche Sie vertrauen, und der Sie Alles sagen können! flüsterte Fräulein von Haak, die Prinzessin mit bedeutsamen, lächelnden Blicken ansehend.

Wer weiß, ob das nicht für Sie gefährlicher sein möchte, als für mich? seufzte Amalie. Es giebt Geheimnisse, deren Mitwissenschaft schon Verderben bringt.

Fräulein von Haak lächelte. Und wenn ich nun doch schon das Geheimniß Euerer Königlichen Hoheit kenne? Wenn ich wüßte, weshalb Sie in diesen Tagen so traurig und schwermuthsvoll gewesen?

Nun, wenn Sie das wissen, so sagen Sie es mir!

Die Hofdame neigte sich dichter an das Ohr ihrer Herrin: Ihre Augen blicken vergeblich nach welchen Sie lieben. Sie ängstigen Sich um ihn, denn Sie wissen nicht, wo er geblieben ist.

Ja, Sie haben Recht, rief Amalie ganz überwältigt, ja, ich ängstige mich um ihn, und ich werde sterben, wenn ich nicht bald erfahre, wo er ist.

Soll ich es Ihnen sagen, Prinzessin?

Amalie zuckte zusammen, und sah das junge Mädchen erbleichend und zitternd an. Sie wollen

nicht sagen, daß er im Grabe ist? fragte sie ganz athemlos.

Nein, Prinzessin, er lebt und ist gesund.

Er lebt und ist gesund, und er kommt nicht, mir das selber zu sagen?

Er kann es nicht, Prinzessin, denn er ist ein Gefangener!

Ein Gefangener! Ah, Gott sei Dank, daß es weiter nichts ist! rief Amalie, strahlend vor Freude. Der König wird ihn wieder auslösen, der König, welcher so sehr besorgt ist um seine Officiere, wird ihn nicht den Oesterreichern überlassen. Oh, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, Sie haben mir da eine Freudenbotschaft gebracht, und jetzt wird mein Bruder wohl mit mir zufrieden sein können, denn ich werde immer heiter sein, immer scherzen und lachen.

Das Hoffräulein seufzte und senkte traurig ihr Haupt auf ihre Brust. Er ist nicht in österreichischer Gefangenschaft, flüsterte sie ganz leise.

Nicht in österreichischer Gefangenschaft? wiederholte Amalie erstaunt. Und wo ist er denn? Mein Gott, warum sprechen Sie nicht? Wo ist Trend? Wer hat ihn gefangen? Reden Sie, reden Sie! Ich sterbe vor Ungeduld und Angst! Wo ist Trend?

Um Gotteswillen, Prinzessin, hören Sie mich ruhig an, flüsterte das Hoffräulein, und vor allen Dingen sprechen Sie leise, denn ich glaube, Sie sind von Spionen umgeben. Wenn man uns jetzt belauscht, so sind wir Beide verloren.

Ah, Sie wollen also, daß ich sterbe? murmelte die Prinzessin, ganz erschöpft auf den Divan niedersinkend. Sie sagen mir nicht, wo er ist?

Fräulein von Haak neigte sich dicht an ihr Ohr. Er ist auf der Festung Glatz.

Ah, also in einer preussischen Festung, und der König hat ihn dorthin geschickt? Er wird also ein leichtes Vergehen begangen haben, wie schon früher einmal, und deshalb straft ihn der König jetzt ein wenig härter. Das ist das Ganze. Oh, ich danke Ihnen, Sie haben mir meine Ruhe wiedergegeben.

Ich fürchte, Prinzessin, daß dem nicht so ist. Der Herr von Trend, sagt man, ist wegen Hochverraths verhaftet.

Die Prinzessin erbleichte und ein Schwindel erfaßte sie. Aber sie überwand diese Schwäche bald und mit einem köstlichen Lächeln sagte sie: Er wird also bald wieder frei sein, denn man wird erkennen müssen, daß er unschuldig ist.

Gott gebe, daß man das erkennen wird, seufzte das Fräulein. Es ist jetzt nicht Zeit, zu bemänteln und zu verschweigen. Sie haben ein großes starkes Herz, und Sie lieben ihn. Sie müssen daher Alles wissen. Hören Sie also, Prinzessin. Gleich Ihnen liebe ich, gleich Ihnen hoffe ich auf die Zukunft, nur sind meine Hoffnungen bescheidener Art, nur ist meine Liebe eine stille, ungefährliche, eine von der Billigung meiner Mutter gesegnete. Unsere Hoffnung besteht darin, daß mein Geliebter bald Hauptmann werde, und daß der König uns dann die Erlaubniß zu unserer Verheirathung geben möge, denn da wir Beide arm sind, müssen wir Alles von der Gnade des Königs hoffen. Mein Verlobter ist bis jetzt erst Lieutenant, und er steht in Glatz in Garnison. —

In Glatz, und Sie sagen, daß Trend in Glatz gefangen sitzt?

Ich habe gestern Briefe von dort empfangen. Mein Verlobter, der Lieutenant von Schnell, gehört zu den Officieren, welche sich in der Bewachung des

Herrn von Trend abzulösen haben, und er schreibt mir, daß er für diesen jungen Mann das tiefste Mitleid, die innigste Freundschaft empfinde, und daß er freudig bereit sein würde ihm zu helfen, ihm beizustehen. Er fragt mich, ob ich hier am Hofe Niemand wüßte, der den Muth haben möchte, für den unglücklichen Mann sich beim König zu verwenden, und eine Milderung seiner Strafe zu bewirken.

Mein Gott, mein Gott, gieb mir Kraft, Alles zu hören und standhaft zu bleiben, murmelte Amalie, und ihre Zähne schlugen aufeinander, wie im Fieberfrost. Kennen Sie seine Strafe? fragte sie dann ganz tonlos.

Niemand kann sagen, daß er sie mit Bestimmtheit kenne, aber der Festungs-Commandant und Platzmajor Doo hat den Officieren gesagt, daß der Herr von Trend auf unbestimmte Zeit, auf lange, lange Jahre Gefangener sei.

Ein einziger gellender Schrei rang sich aus der Brust der Prinzessin hervor, aber sie preßte ihre beiden Hände auf ihre Lippen und zwang sich, still zu sein.

Wessen klagt man ihn an? fragte sie dann nach einer langen Pause.

Des Hochverraths. Man will eine verbrecherische Correspondenz zwischen ihm und seinem Vetter entdeckt haben.

Die Prinzessin zuckte verächtlich die Achseln. Von einer so elenden Anklage wird er sich zu rechtfertigen wissen, sagte sie, er wird seinen Richtern seine Unschuld beweisen können, und dann werden sie ihn freigeben müssen. Aber warum ist er nicht schon frei? Warum hat man ihn nicht vor ein Kriegsgericht gestellt, und wer hat ihn denn verurtheilt, wer sind seine

Richter gewesen? Denn wie Sie sagen, ist er schon verurtheilt?

Mein Verlobter schreibt mir, daß Herr von Trend an den König geschrieben und verlangt habe, vor ein Kriegsgericht gestellt und verhört zu werden.*)

Sie sehen also, daß er unschuldig ist, denn er fürchtet das Gericht nicht. Und was hat der König geantwortet?

Gar nichts! Er hat nur dem Commandanten den Befehl ertheilt, den Herrn von Trend in ein weniger gutes Gefängniß zu bringen, und keine Briefe von demselben an den König mehr zu befördern. Jetzt also, Prinzessin, jetzt müssen Sie für ihn handeln, jetzt müssen Sie allen Ihren Einfluß, Ihre Mittel anwenden, wenn Sie wollen, daß er errettet werden soll.

Ich habe keinen Einfluß, ich habe keine Mittel, rief Amalie mit strömenden Thränen. Oh, Sie kennen meinen Bruder nicht. Sein Herz ist wie ein Felsen, starr und unerreichbar. Niemand hat Einfluß auf ihn, weder seine Mutter, noch seine Geschwister, noch seine Gemahlin. Was er will, das ist unabänderlich, und was er sagt, das geschieht. Aber ich werde ihm zeigen, daß ich seine Schwester bin, er soll sehen, daß das feurige Blut der Hohenzollern auch in meinen Adern fließt. Ich werde offen und ohne Scheu vor ihn hintreten, ich werde ihm sagen, daß ich Trend liebe, daß er ihn mir freigegeben oder mich tödten soll, ich werde von ihm fordern —

Die Thür ward hastig aufgerissen, und eine Kammerfrau stürzte herein, und sagte athemlos: Der König kommt!

*) Trend's Memoiren Th. I. S. 71.

Nein, er ist schon da, sagte der König, auf der Schwelle der Thür erscheinend. Er kommt um seine kleine Schwester aufzufordern, mit ihm hinunter zu steigen, und auf dem Schloßhof die Kennthiere und die Lappländer zu beschauen, welche die Kronprinzessin von Schweden uns gesandt hat. *)

So sprechend, schritt er durch das Zimmer zu seiner Schwester hin, und reichte ihr beide Hände dar.

Aber die Prinzessin schien das nicht zu sehen, sie machte vor dem König eine tiefe und ceremoniöse Verbeugung, und murmelte einige kalte Worte der Begrüßung. Der König legte die Stirn in Falten und blickte erzürnt seine Schwester an. Er sah, daß sie geweint hatte und seine Züge wurden ernst und düster.

Kommen Sie, Prinzessin, sagte er gebieterisch.

Aber Amalie hatte jetzt ihr banges Zagen überwunden. Sie war entschlossen, zu handeln und eine Entscheidung herbeizuführen.

Erlauben mir Euere Majestät, Sie um eine Audienz zu bitten, ich habe Ihnen wichtige, für mich wichtige Dinge zu sagen, welche ich indeß mehr dem Herzen meines Bruders, als dem Ohr des Königs anvertrauen möchte. Ich bitte Euere Majestät also, mich ohne Zeugen anzuhören.

Des Königs Augen ruhten mit einem finstern zürnenden Ausdruck auf ihr, aber sie schlug den Blick nicht zu Boden, sie begegnete dem Anschauen des Königs mit festen, fast trotzigen Blicken, und das machte den König stutzen.

Sie will mir die Wahrheit sagen, dachte der Kö-

*) Rödenbeck, Tagebuch. S. 122.

nig. Aber dann wird sie mich zwingen, strenge gegen sie zu sein, und das will ich nicht. Ich werde also dieser Schlacht mit einem Mädchenherzen entfliehen.

Meine Schwester, sagte er laut, wenn Sie in der That mir etwas zu sagen haben, was nicht der König, sondern nur der Bruder hören soll, so rathe ich, es mir heute lieber nicht zu sagen, denn ich habe in diesen Tagen so viel als König zu thun, daß ich gar nicht Muße finden kann, etwas Anderes zu sein. Ist das, was Sie mir zu sagen haben, indessen sehr wichtig, betrifft es irgend einen Schmuck, einen kostbaren Stoff, eine kleine Schuld, welche Sie mit Ihrem Nadelgeld nicht zu decken vermögen, kurz eines dieser vielen wichtigen Dinge, welche ein junges Mädchenherz ganz und gar ausfüllen, so bitte ich, mich davon durch unsere Mutter, die Königin, benachrichtigen zu lassen, dann sind Sie sicher, bei mir keine Fehlbitte zu thun. Für ein junges Mädchen ist es überhaupt immer besser und passender, wenn sie sich zuerst und vor allen Dingen mit ihren kleinen Geheimnissen an das Herz ihrer Mutter wendet, denn ich denke, wenn ihre Geheimnisse guter und unschuldiger Art sind, wird eine Mutter sie immer beschützen und besürworten, sind sie aber schlimmer Art, so wird sie vielleicht milder sein in ihrem Zorn, als es ein Bruder jemals sein kann.

Sie wollen mich also nicht anhören, mein Bruder? fragte die Prinzessin fast schluchzend.

Der König warf einen raschen Blick rückwärts auf die offene Thür und in den Vorfaal, in welchem die Cavaliere des Königs und die Damen der Königinnen und Prinzessinnen versammelt waren, und neugierige verstohlene Blicke nach dem Gemach der Prinzessin herübersandten.

Ich will Sie nicht anhören, sagte der König leise, aber Sie sollen mich anhören. Ich will nicht, daß Sie meinem Hofe ein Schauspiel, der Welt ein Ge- rede geben. Ich will nicht, daß man Sie mit ver- weinten Augen sehe, denn man könnte das falsch deu- ten, und vermeinen, die Schwester des Königs liebe ihren Bruder nicht genug, um sich über seine Rückkehr zu freuen, sie sei nicht Patriotin genug, um sich über die Befreiung ihres Landes von Krieg und Schlachten glücklich zu fühlen, nicht Patriotin genug, um die Feinde Preußens zu verachten und zu vergessen. Ich verlange also von Ihnen, daß Sie heiter sind, und Ihre kindischen Schmerzen zu verbergen trachten. Eine Prinzessin darf niemals weinen, oder wenn sie es thut, so darf sie es nur Nachts, und nur, wenn Gott bei ihr ist, thun. — Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich bitte Sie, daß das Alles bleiben möge. Ich werde jetzt nicht von Ihnen fordern, daß Sie mit mir gehen, denn Ihre Augen sind trübe und roth vom Weinen. Bleiben Sie also hier, und da- mit Ihnen die Zeit nicht lang werde, will ich Ihnen da einen Brief an Sie geben, den ich eben für Sie erhalten habe.

Er zog ein versiegeltes Briefchen aus seinem Bu- sen, und reichte es der Prinzessin dar, dann nickte er ihr lächelnd zu und kehrte in den anstoßenden Saal zurück.

Lassen Sie uns hinuntergehen, die Prinzessin ist leidend und wird uns nicht begleiten können, sagte der König, indem er seinem Hofe winkte, ihm zu folgen.

Fräulein von Haak eilte wieder in das Boudoir zu der Prinzessin.

Nun, königliche Hoheit? Haben Sie mit dem König gesprochen.

Sie schüttelte stumm den Kopf und zerriß mit zitternden Händen das Couvert des Briefes, den ihr der König gegeben. Ganz athemlos entfaltete sie das Papier, um zu lesen, dann aber, als sie ihre Augen darauf heftete, stieß sie einen lauten Schrei aus, und taumelte halb ohnmächtig rückwärts an die Wand.

Dieser Brief, welchen ihr der König gegeben, es war ihr eigener Brief, den sie an Trenck geschrieben, und an den Rand desselben hatte der König mit großen Zügen das eine Wort: „Gelesen“ hingeschrieben.

Der König wußte also Alles, der König hatte den Brief gelesen, er kannte ihr Verhältniß zu Trenck, er wußte, daß sie ihn liebte, und dennoch hatte er keine Gnade geübt! Nein, dennoch hatte er ihn verurtheilt. Er gab ihr jetzt den Brief, um ihr zu sagen, daß sie von ihm keine Gnade zu hoffen habe, um ihr zu sagen, daß Trenck gestraft worden sei, nicht, weil er ein Verräther sei, sondern weil er der Geliebte der Prinzessin war. —

Amalie wußte und begriff das jetzt Alles, und mit flammenden Augen und mit von Begeisterung strahlendem Angesicht sagte sie: Ich werde ihn befreien! Ich muß ihn befreien! Um mich ist es, daß er leidet, weil er mich liebt, ist er ein Gefangener, schmachtet er im einsamen Kerker. Aber ich werde ihn befreien, und sollte ich mein Herzblut tropfenweise für ihn hingeben. Oh, Friedrich, Friedrich, jetzt sollst Du sehen, daß ich Deine echte Schwester bin, daß ich einen Willen habe, der dem Deinen gleicht. Mein ganzes Leben gehört meinem Geliebten, und wenn ich es nicht mit ihm theilen soll, so werde ich es für ihn hinopfern. Das schwöre ich, und möge Gott mich verdammen, wenn ich meinen Schwur breche. Ich

will Trend befreien, das ist die Lösung meines Lebens, und nun, Freundin, komm und hilf mir, laß uns ein Mittel ersinnen, welches ihn befreit. Alles, was ich habe und bin, opfere ich dafür. Brauchen wir Geld, um die ganze Garnison zu bestechen, nun wohl, ich habe Geld, ich habe Brillanten, ich habe ein Gut von meinem Vater ererbt, ich werde Alles verkaufen, Alles dem einen großen Zwecke opfern, ihn zu befreien. Und jetzt zuerst und vor allen Dingen will ich ihm schreiben.

Und ich werde den Brief sicher befördern, sagte Fräulein von Haaf, ich werde ihn an meinen Verlobten schicken, und diesen Brief an den Herrn von Schnell werde ich nicht von hier absenden, sondern meiner Mutter schicken, denn Niemand darf hier wissen, daß ich mit einem Officier der Festung Glatz correspondire.

Nein, Niemand darf das wissen bis zu dem Tage, wo wir ihn aus Glatz befreit haben, sagte die Prinzessin mit einem köstlichen Lächeln.

XI.

Die Enttäuschung.

Seit dem Tage, an welchem Joseph Fredersdorf den jungen Lupinus zu Echhof geführt, hatte ein immer innigeres Verhältniß sich zwischen diesen Beiden gebildet, ein Verhältniß, das Beide auf's Höchste

zu beglücken schien, und von dem der immer fröhliche und neckische Frederksdorf immer behauptete, daß es mehr von der Liebe als von der Freundschaft an sich trage, und daß Lupinus eigentlich nicht der Freund, sondern die Braut seines Freundes Eckhof sei. In der That, Lupinus hatte wenig von dieser ungezwungenen, offenen und rückhaltlosen Art eines jungen Mannes, er war immer schüchtern, immer zurückhaltend, er suchte Eckhof niemals auf, aber wenn Eckhof zu ihm kam, färbten sich seine bleichen Wangen mit einem sanften Roth, und seine großen Augen strahlten in einem so wundervollen Glanze, daß Eckhof wohl erkennen konnte, wie sehr sein verschwiegener junger Freund sich seiner Gegenwart freue. Auch kam Eckhof täglich zu Lupinus; das stille, sanfte und zarte Antlitz seines Freundes anzuschauen, war ihm inmitten seines bewegten, unruhigen und geplagten Künstlerlebens ein Trost und eine Erquickung, es beruhigte sein von Stürmen und Leidenschaften bewegtes Herz, und machte ihn selber milde und sanft und friedlich. Es bedurfte nicht einmal der Worte, des Gesprächs dazu, schon dieses stille Zimmer, diese fremdartige Umgebung der Bücher und Papiere, der gewichtigen Folianten und glänzenden medicinischen Instrumente, diese ernste strenge Wirklichkeit, welche so sehr contrastirte gegen das glänzende, flimmernde und leichtsinnige Scheinleben der Bühne, dieses Alles übte einen beruhigenden und sänftigenden Einfluß auf den Künstler aus. Oft kam er, belastet von Sorgen, niedergedrückt von Anstrengungen, oder in fieberischer Spannung über irgend eine neue Rolle, welche er eben studirte, zu Lupinus, nicht um ihm von seinem Leben und Streben zu erzählen, sondern um ganz schweigend neben ihm zu sitzen und ihn nur anzuschauen.

Sprich gar nicht zu mir, mein Lupinus, sagte Eckhof zu ihm. Laß mich mein stürmisches, wildes Herz unter den Mondschein Deiner Blicke legen, wärme es und fühle es zu gleicher Zeit, laß Dein mildes Angesicht über mir leuchten, und mein Herz sänstigen und heilen. Siehst Du, wenn ich mein Haupt so an Deine Schulter lehne, so meine ich, daß ich nun aller Trübsal entronnen sei, daß weit ab in der Ferne all das Geräusch der unruhigen Welt verflinge, und ich die Stimme meiner Mutter vernehme, wie sie in meiner Kinderzeit vor meinem Bettchen erklang, in dem ich halb entschlummernd lag und mir von Gott und dem Paradiese und den Engeln erzählen ließ. Laß mich so an Deiner Schulter träumen, mein Lupinus!

Und er schloß die Augen und schwieg, und sah nicht diesen wunderbaren, zärtlichen, sehnsuchtsvollen Ausdruck, mit dem Lupinus zu ihm herniederschaute, er fühlte nicht, daß des Jünglings Herz heftiger und wilder hämmerte und pochte, wenn Eckhof's Haupt auf seiner Schulter ruhte.

Zu andern Zeiten wieder war es für Eckhof eine Erleichterung, alle seine Kümmernisse und Sorgen, sein Kämpfen und Ringen, seinen Zorn über die Intriguen und Rabalen, welche schon damals, wie noch jetzt, der nothwendige und unabwendbare Stickstoff und Sauerstoff der Bühnenwelt waren, seinem Freunde in leidenschaftlichen Worten zu klagen. Dann hörte Lupinus ihm mit einem milden Lächeln zu, bis der wilde Cataract seines Zornes aufhörte zu brausen und zu schäumen, und er hoffen konnte, daß seine tröstenden und liebevollen Trostesworte wieder beruhigend an Eckhof's Herz klopfen konnten.

So vergingen Monate, und Lupinus, treu seinem

Eckhof gegebenen Wort, war noch immer der fleißige, gelehrte Student, saß noch immer in stiller Andacht auf den Bänken der Auditorien und hörte den gelehrten Vorträgen der Professoren zu, oder studirte daheim vor seinen Büchern.

Aber diese Prüfungszeit war nun bald vorüber. Wenn Lupinus sein Doctorexamen überstanden, hatte Eckhof gesagt, dann solle er sich entscheiden, ob er wirklich noch die glänzende Laufbahn der Wissenschaft verlassen wolle, um die rauhen und dornigen Pfade des Künstlerthums zu wandeln.

In den nächsten Tagen schon sollte dieses wichtige Ereigniß stattfinden, an dem Lupinus in öffentlicher, feierlicher Promotion sich die Doctorwürde erkämpfen und damit die Berechtigung sich verdienen sollte, als Arzt der leidenden Menschheit zu nützen.

Aber nicht daran dachte Lupinus, er sagte sich nur, daß jener Tag die wichtige Entscheidung über seine ganze Zukunft bringen sollte, daß er an jenem Tage mit seinem Schicksal um das Glück oder Unglück seines ganzen Lebens zu kämpfen habe, und daß dabei sein Herz aufjauchzen werde vor Glück oder brechen vor Kummer und Qual.

Wenn ich ihm seinen Willen gethan habe, sagte Lupinus zu sich selber, als er jetzt, am Tage vor dem feierlichen Akte, allein auf seinem Zimmer war, wenn ich von der Facultät als Doctor anerkannt bin, dann will ich mich Eckhof zeigen in meiner wahren Gestalt, dann will ich vor ihn hintreten, und an seiner Ueerraschung und seinem Erschrecken werde ich dann sehen, ob der Freund Lupinus ihm willkommener war, als —

Er vollendete nicht, sondern vor seinen eigenen Gedanken erröthend, wandte er sich ab und flüchtete

sich zu seinen Büchern. Aber die Aufregung und Unruhe seiner Seele war heute mächtiger als sein Wille. Die Buchstaben flirrten und tanzten vor seinen Augen, sein Herz klopfte so freudvoll stürmisch und laut, seine Seele flatterte mit so lebensvollen kühnen Schwingen, es hielt ihn nicht länger an diesem ernstern, bestäubten, düstern Schreibtisch. Er sprang auf, und das Buch zuschlagend und die Feder bei Seite werfend, eilte er in das anstoßende Gemach, in dieses kleine, stille Schlafgemach, das niemals von einem andern Fuß als dem seinen war betreten worden, das er stets sogar vor seinen vertrautesten Freunden verschlossen gehalten. Und allerdings, dieses kleine Schlafgemach barg ein Geheimniß! Ein Geheimniß, welches die Lachlust Joseph Fredersdorf's und das erschrockene Staunen Eckhof's erregt haben würde! Auf dem Bett lag ein Gewand, aber nicht das Kleid eines jungen Mannes, sondern ein Frauenkleid, ein glänzendes, weißes Atlasgewand, wie es die Bräute an ihrem Hochzeitstage zu tragen pflegen. Dort auf jenem Tisch standen weiße Atlasschuhe, lagen duftende gestickte Frauenhandschuhe, Bänder und Blumen zum Schmuck der Haare. Was bedeutete das Alles? Was bedeutete dieses Toilettenzimmer einer Frau neben der Studirstube des jungen Studenten? Hatte er da eine Geliebte verborgen, die er schmücken wollte mit diesem Brautanzug, oder war das nur ein Costüm, in dem er seine erste Rolle als Schauspieler spielen wollte?

Er betrachtete alle diese zierlichen Sachen mit freudigen, lächelnden Blicken, und nichts von der ernstern, feierlichen Gelehrtenmiene war in seinem schönen, zarten Angesicht, als er das weiße Atlasgewand prüfend in die Höhe hob und mit ihm lächelnd durch

die Stube tänzelte zu jenem großen Spiegel dort. Aber plötzlich zuckte er zusammen und stand horchend still. Es war ihm gewesen, als habe da Jemand an seine Thür geklopft, jetzt wieder und lauter!

Das ist Echhof! flüsterte Lupinus mit einem stillen Lächeln, indem er eiligst wieder das kleine geheimnißvolle Gemach verließ, und es sorgfältig verschließend, den Schlüssel wieder in seinem Busen verbarg.

Dann erst ging er hin, die andere Thür zu öffnen. Ja, es war Echhof, und er kam heute mit einem strahlenden Antlitz, mit einer so heitern, glücklichen Miene, wie Lupinus ihn lange nicht gesehen; er schloß seinen jungen Freund so stürmisch in seine Arme, daß dieser kaum noch zu athmen vermochte, er drückte einen so glühenden Kuß auf seine Lippen, daß Lupinus schauernd seine Augen schloß, ganz überwältigt von seiner eigenen inneren Erregung.

Sieh, mein Lupinus, wie ich Dich liebe, sagte Echhof, den jungen Freund noch immer in seinen Armen haltend. Zu Dir komme ich zuerst, um Dich Theil nehmen zu lassen an meinem Glück, an Dich dachte ich zuerst, als es wie ein funkelnder Sternenschleier über mich herabsank und mich ganz niederdrückte mit seiner heiligen Fülle und Gewalt. Ich muß zu Lupinus hin. Er allein wird mich verstehen, er allein wird sich mit mir freuen, sagte ich zu mir selber, und so bin ich wie ein Wahnsinniger durch die Straßen gerannt, und so bin ich hier, um zu Dir zu sagen: freue Dich mit mir, denn ich bin glücklich! Oh, ich habe Dich meine Leiden nicht sehen lassen, ich habe meinen Kummer vor Dir verborgen gehalten, weil ich Dich grenzenlos liebte, und weil ich Deine junge keusche Seele nicht mit Trauer erfüllen wollte, aber mein Entzücken darfst Du sehen, mein Glück

sollest Du mit mir theilen, mein trauter, geliebter Freund!

So laß es mich theilen, so sage mir, was Dich glücklich gemacht hat, sagte Lupinus mit zitternden Lippen und ganz bleich vor innerer Aufregung und Angst.

Du fragst noch, mein unschuldiges, keusches Kinderherz? lachte Eckhof. Du weißt noch nicht, daß, was des Mannes eigentliches Glück oder Unglück macht, doch immer nur die Liebe ist! Ich war unglücklich und elend, weil ich nicht wußte, ob ich geliebt werde, weil diese Ungewißheit, dieses Hangen und Bangen, mich rasend machte.

Und jetzt? fragte Lupinus tonlos.

Und jetzt bin ich glücklich, weil sie mich liebt, weil sie es mir heute endlich gestanden hat. Oh, Freund, ich habe ihr dieses süße, dieses göttliche Geheimniß fast mit Gewalt entreißen müssen, ich habe ihr gedroht, ich habe sie verflucht, ich habe weinend zu ihren Füßen gelegen, und mit wilden Scheltworten sie verflucht, ich war ein Rasender, ein Wahnsinniger, ich war entschlossen mich zu tödten, wenn ich nicht endlich Gewißheit erhielt, nicht endlich erführe, ob sie mich verachtete oder mich liebte, und so wagte ich Alles, um mir Alles zu gewinnen! Sie stand bleich und zitternd vor mir, sie hob mit demüthigem Flehen ihre Hände zu mir empor, als ich ihr zürnte, oh, sie war schön wie ein verzeihender Engel, mit diesen leuchtenden Thränen in ihren wundervollen Augen, schön wie eine Houri des Paradieses, als sie sich endlich, hingerissen von ihrem eigenen Herzen, zu mir neigte und mir gestand, daß sie mich liebte, daß sie Mein sein wolle, Mein, trotz ihrer vornehmen Geburt, trotz ihres Gemahls, trotz all' dieser tausend Hinder-

nisse, die sich unserer Liebe und unserem Glück entgegensetzen. Oh, mein Gott, mein Gott, eines Tages sagte ich: ich bin berufen ein Künstler zu sein, denn Du hast mir die Weihe des Unglücks gegeben; heute fühle ich, daß man nur wahrhaft schaffen kann, wenn man glücklich ist. Von heute an werde ich in Wahrheit ein Künstler sein, denn ich habe die himmlische Weihe des Glückes empfangen!

Edhof wandte seine leuchtenden Blicke auf den Freund hin, aber er verstummte, als er in dieses bleiche, aschfarbene Antlitz sah, in diese gläsernen, todten Augen, welche in das Leere starrten, auf diese bläulichen Lippen, welche heftig zusammengedrückt waren.

Lupinus, Du bist krank, Du leidest! rief Edhof entsetzt, indem er die Arme ausbreitete, um den Freund an seine Brust zu ziehen.

Aber die Berührung seiner Hand machte ihn erbeben, weckte ihn aus seiner todesähnlichen Erstarrung. Ein einziger, gellender Schrei rang sich aus seiner Brust hervor, ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen und wie zerschmettert sank er in sich zusammen.

Mein Freund, mein Geliebter, rief Edhof, Du leidest, und Du sagst es mir nicht! Was ist es, was Dich betrübt, warum leidest Du, warum weinst Du? Laß mich Theil nehmen an Deinem Kummer, sage mir Deinen Schmerz!

Nein, nein! rief Lupinus, ich leide nicht, ich habe keinen Kummer und keine Schmerzen. Rühre mich nicht an, Deine Berührung thut mir weh! Geh' fort von hier, geh' und laß mich allein!

Oh, Du liebst mich also nicht, rief Edhof traurig. Du leidest und Du willst mir Deine Schmerzen nicht sagen, Du weinst, und verlangst, daß ich Dich verlasse?

Er meint, daß ich ihn nicht liebe, murmelte Lupinus mit einem traurigen Lächeln. Mein Gott, mein Gott, wen liebe ich denn, wenn ich ihn nicht liebe!

Wenn Deine Freundschaft zu mir wirklich ächt und wahr ist, so wirst Du mir Deinen Kummer sagen, bat Eckhof. Ich habe Dich Theil nehmen lassen an meinem Glück, dafür fordere ich aber jetzt mein heiliges Recht, dafür fordere ich, daß Du mich Theil nehmen läßt an Deinen Schmerzen!

Lupinus antwortete nicht. Er duldete es, daß Eckhof ihn vom Boden emporzog, und ihn sanft und leise in seine Arme hebend, nach dem Divan trug, auf den er ihn sanft niedergleiten ließ und sich neben ihn setzte.

Lupinus lehnte sein Haupt an Eckhof's Brust, und wie Eckhof seine Arme um ihn legte und mit seiner schönen sanften Stimme ihm Worte der Trostes und der Liebe in's Ohr flüsterte, flog ein convulsivisches Zittern durch des Jünglings Gestalt und er weinte bitterlich.

Aber plötzlich trocknete er seine Thränen und richtete sich auf. Der Krampf des Schmerzes war vorüber, seine Lippen zitterten noch, aber er preßte sie fest aufeinander, seine Augen standen noch voll Thränen, aber er schüttelte heftig sein Haupt und schleuderte sie von sich.

Es ist vorüber, Alles vorüber, sagte er, meine Träume sind zu Ende, ich wache wieder!

Und jetzt, nicht wahr, mein Lupinus, jetzt wirst Du zu mir reden?

Nein, nicht heute, morgen! Morgen sollst Du Alles erfahren. Und darum geh, mein Freund, und laß mich jetzt allein. Geh hin zu Deiner Geliebten, schau in ihre Augen und träume Dir darin einen

Sternenhimmel, und wenn Du's thust, so denke an mich, dessen Sterne erblichen sind, und der einhergeht unter dem schweren Gewölke des Grams. Geh, geh, wenn Du mich liebst, so geh!

Du willst es, und da ich Dich liebe, so thue ich Deinen Willen, Lupinus. Aber mein Herz trauert um Dich, und mein eigenes Glück ist wie umschleiert. Doch ich gehe! Und morgen, sagst Du, willst Du mir Alles sagen?

Morgen!

Wann soll das sein? Wann sehe ich Dich wieder?

Morgen um zehn Uhr ist meine Doctorpromotion. In der Aula will ich Dich zuerst wiedersehen, und ich bitte Dich, daß Du Joseph Fredersdorf Dich begleiten läßt.

So sei es, mein Freund. Also morgen um zehn Uhr in der Aula sehen wir uns wieder. Bis dahin, lebe wohl!

Lebe wohl, Eckhof!

Sie reichten sich die Hände, und sahen sich tief in die Augen und winkten sich stumm den letzten Abschiedsgruß. Dann wandte sich Eckhof der Thür zu, Lupinus stand in der Mitte des Zimmers und schaute ihm nach, als aber Eckhof die Thür schon geöffnet hatte, als seine hohe, stolze Gestalt die Schwelle überschritt, da flog Lupinus ihm nach, da hing er sich an seinen Hals und schloß ihn fest in seine Arme, und drückte ihn an sich mit überwältigender Kraft und murmelte unter Thränen: Lebe wohl, lebe wohl! Denke an mich, Eckhof, denke, daß kein Weib Dich je so lieben wird, wie ich Dich geliebt habe! Gott segne Dich, Gott segne Deine Geliebte!

Nun noch einen letzten, glühenden Kuß, ein letztes, stummes Anschauen, dann drängt er ihn hinaus, dann

schließt sich hinter Eckhof die Thür, und mit einem lautenammerschrei sinkt Lupinus zusammen.

Wie lange er so gelegen, wie lange er geweint und gebetet, verzweifelt und gemammert hatte, das wußte er selber nicht, denn die Stunden der Schmerzen sind lang und öde, und die Minuten, welche man durchweint, dehnen sich zu einer Ewigkeit. Nach langer Zeit richtete er sich auf, nicht, weil er getröstet war, sondern weil er da auf der Treppe schwere Mänerschritte vernahm, und weil er sie erkannte und wußte, was sie zu bedeuten hatten.

Jetzt öffnete sich die Thür und zwei Männer traten herein, der Eine ein Mann mit ergrauendem Haar, mit ernstern, strengen Zügen, mit einer stolzen, imponirenden Gestalt, der Andere ein jüngerer Mann von bleichem, kränklichen, aber zugleich mildem und sanftem Aussehen. Während der ältere Herr mit gerunzelter Stirn und zürnenden Blicken auf Lupinus hinschauete, begrüßte der andere ihn mit einem sanftem Lächeln, und ließ seine blauen Augen mit einem Ausdruck unendlicher Liebe auf ihm ruhen.

Mein Vater! rief Lupinus, vorwärts eilend, um sich dem älteren Manne in die Arme zu werfen. Aber er wehrte sie zurück und seine Stirn ward noch finsterer.

Wir haben Deine Briefe erhalten, sagte er, und deshalb sind wir schon heute gekommen. Wir wollten sehen, ob Du im Fieber oder im Wahnsinn geschrieben, oder wenn das nicht, so solltest Du uns wiederholen, was in jenen Briefen stand, die ich zerknittert und unter meine Füße getreten habe! Rede also, wir sind da, Dich zu hören!

Nein, noch nicht, sagte der jüngere Mann. Erholen Sie sich erst, überlegen Sie Ihre Worte, be-

denken Sie wohl, daß dieselben entscheiden über Ihr Glück, über das Ihres Vaters und endlich auch — über mein Glück. Aber seien Sie fest in Dem, was Sie wollen, und keine Rücksicht und kein Nebengedanke möge Sie verwirren. Denken Sie nur an Ihr eigenes Glück, und daß Sie dieses auf festen Stützen erbauen sollen.

Lupinus schüttelte traurig das Haupt. Ich habe kein Glück und rechne auf keins!

Was stand in jenem Briefe? fragte der alte Lupinus strenge.

Es stand darin, mein Vater, daß ich meinen Schwur getreulich erfüllt, und Niemanden das Geheimniß, welches ich Ihnen zu bewahren gelobt, verrathen hätte, es stand darin, daß morgen meine Doctorpromotion sein werde, und daß, wie Sie es mir gelobt, ich von jenem Tage frei sei, frei in der Wahl meiner Zukunft, frei, mein Geheimniß zu bekennen.

Und war das Alles?

Nein! Es stand ferner darin, daß ich entschlossen sei, eine neue Bahn einzuschlagen und die alten Wege zu verlassen, entschlossen, mit meiner Vergangenheit zu brechen, und an Echhof's Seite ein neues Leben zu beginnen!

Mein Kind an der Seite eines Komödianten! rief der alte Doctor Lupinus verachtungsvoll. Ja, ich entfinne mich, das stand in dem Briefe, aber ich glaubte es nicht, und deshalb bin ich gekommen, Dich zu fragen: Ist das wahr, was in jenem Briefe an mich stand? Ist das wahr, was Du an Exxelmann dort geschrieben?

Lupinus hatte die Augen zum Himmel erhoben, und seine Lippen bewegten sich leise, vielleicht betete er.

Ist das wahr, was in jenen Briefen stand? wiederholte sein Vater.

Lupinus senkte das Auge zu seinem Vater nieder und reichte ihm die beiden Hände dar. Nein, sagte er, es ist nicht wahr. Es war nur eine Phantasie des Fiebers. Jetzt ist es vorüber gegangen und ich bin von meinem Wahnsinn genesen. Morgen werde ich als Doctor promoviren, und dann, mein Vater, begleite ich Dich in die Heimath, und Sie, mein Freund Erxelman, gehen mit uns. — — —

Am andern Tage strömten die Studenten der Medicin in die Aula der Universität, um dem Disputatorium ihres Commilitonen, des gelehrten und ehrbaren Herrn Lupinus, beizuwohnen, und nicht bloß die Studenten und Professoren, sondern auch viele andere Bewohner Halle's waren gekommen, dieser feierlichen Handlung beizuwohnen, und diesen jungen Mann zu sehen, von dem die Professoren sagten, daß er nicht bloß ein Wunder von Gelehrsamkeit, sondern auch ein Wunder an Tugend, Sittsamkeit und Bescheidenheit sei. Sogar Künstler bemerkte man heute in den heiligen Hallen der Wissenschaft, und die Studenten lächelten vor Vergnügen und schrieen Bravo, als sie da drüben neben Frederisdorf das edle, scharf markirte, prächtige Angesicht Echhof's erkannten. Sie waren so oft zu ihm in die Hallen der Kunst geeilt, warum sollte er nicht auch einmal zu ihnen in die Hallen der Gelehrsamkeit kommen?

Aber Echhof achtete nicht auf die freudige Begrüßung der Studenten, er blickte nur mit gespannten Mienen nach jener Thür hin, durch welche sein junger Freund Lupinus in den Saal treten mußte, und als jetzt die festgesetzte Stunde schlug, neigte er sich zu Frederisdorf hin und faßte lebhaft seine Hand.

Freund, sagte er, mich überfällt ein wunderbares Bangen, und mir ist, als stände ich eben einer Sphinx gegenüber, welche im Begriff sei, mir ein seltsames Räthsel zu lösen. So feig bin ich, daß ich aus dem Saal entfliehen möchte, um es nicht zu hören, und doch bannt mich die Neugierde an meinem Platz und läßt mich nicht weichen.

Du hast es dem armen Lupinus versprochen, hier zu sein, sagte Joseph ernst. Es ist vielleicht der letzte Liebesdienst, den Du ihm erzeigen kannst, also — Ah, da ist er!

Ein Schrei der Ueberraschung tönte von Aller Lippen, denn da drüben in der geöffneten Thür stand nicht der Student Lupinus, sondern ein junges Mädchen im weißen Atlasgewande, ein junges Mädchen mit dem bleichen und durchsichtig zarten Antlitz des jungen Lupinus. Ihr zur Seite gingen zwei Männer, und als sie jetzt langsam durch den Saal schritt nach dem Katheder hin, mußte sie sich auf den Arm des einen derselben, auf den Arm ihres Vaters lehnen, um nicht umzusinken. Ihre großen Augen übersflogen mit einem fragenden, angstvollen Ausdruck die Zuhörer, — jetzt begegneten ihre Blicke denen Eckhof's, und eine tödtliche Blässe bedeckte ihre Wangen, aber sie suchte doch zu lächeln, und neigte ihr Haupt, ihn zu begrüßen.

Das war das Geheimniß, welchem ich entfliehen wollte! murmelte Eckhof. Seit gestern ahnte ich es!

Und ich wußte es seit lange, sagte Joseph Fredersdorf traurig. Es war mein schönster Traum, daß Eure Herzen sich zusammensinden und Ihr Euch lieben würdet. Habe ich Dir nicht oft gesagt, daß Lupinus nicht Dein Freund, sondern Deine Braut sein solle, und daß kein Weib Dich jemals so lieben würde, wie

Lupinus Dich liebte? Aber Du wolltest mich nicht verstehen! Dein Herz war wie ein tauber Fels, und sie hat ihr Glück und ihr Herz daran zerschellt!

Armes, unglückliches Mädchen, seufzte Eckhof, und zwei Thränen rannen langsam über seine Wangen nieder. Ich habe an ihr gehandelt wie ein roher Barbar, ich habe ihr gestern mit lachendem Munde den Dolch in's Herz gestossen, und sie hat mir nicht geflucht, sondern sie hat mich gesegnet. Aber horch, sie spricht! Laß uns hören!

Es war Lupinus Vater, welcher sprach. Mit einfachen, würdigen Worten hat er die hohe Facultät um Vergebung, daß er es gewagt, ihr statt eines Sohnes eine Tochter zu senden. Aber es sei, sagte er, sein Lieblingswunsch gewesen, der Welt zu beweisen, daß nur das Vorurtheil und der Hochmuth der Männer die Frauen aus den Hörsälen der Universität vertreibe, und daß nur das Herkommen den Frauen verbiete, sich eine wissenschaftliche Laufbahn zu erwählen. Da ihm der Himmel einen Sohn versagt und er an seiner Tochter eine seltene Begabung frühe schon entdeckt habe, hätte er sich entschlossen, dieselbe als seinen Sohn zu erziehen und zu bilden, und sich den Verlust zu ersetzen, den ihm das Schicksal bereitet habe. Seine Tochter sei bereitwillig auf seine Pläne eingegangen und habe ihm feierlich geloben müssen, bis zur Beendigung ihrer Studien das Geheimniß treulich zu bewahren, und das habe sie gethan, und so stände sie jetzt hier, um die hohe Facultät zu fragen, ob man ihr gestatten wolle, zum Doctor zu promoviren, obwohl sie nur ein Weib sei, und des hohen Vorzugs entbehre, dem Männergeschlecht anzugehören?

Die Professoren besprachen sich leise untereinander, dann erklärte ihr Vorsitzender, daß Lupinus immer

der fleißigste und hoffnungsvollste Student, die Freude und der Liebling aller Professoren gewesen, und daß daher die Aenderung des Geschlechts keine Aenderung in ihren Ansichten über ihn bewirken könne, sondern daß die Jungfrau Lupina mit eben solcher Freude und Genugthuung von ihnen als Doctor medicinae begrüßt werden würde, als der Jüngling Lupinus, daß somit dem Beginn des Disputatoriums gar nichts mehr im Wege stehe.

Ein Gemurmel des Beifalls ließ sich von den Bänken der Zuhörer vernehmen, aber es verstummte schnell, als man jetzt die klare, helle und doch leise erzitternde Stimme des jungen Mädchens vernahm, die ihre Dissertation zu lesen begann. Wie seltsam stimmten diese schweren pomphaften lateinischen Worte zu dieser zarten, schlanken und feenhaften Erscheinung des jungen Mädchens! Wie eine Braut stand sie da im Schmuck ihrer seidenen Gewänder, aber nicht wie eine Braut der Erde und der Liebe, sondern wie eine Braut des Himmels, welche im Begriff ist, vor dem Altar das Gelübde abzulegen und der Freude und dem Glück auf ewig zu entsagen! Und so fühlte sie sich, und so wie das Gelübde eines freudlosen, entsagungsvollen Daseins hielt sie ihre Rede, nur daß sie nicht vor dem Altar des Herrn, sondern vor dem Altar der Wissenschaft stand, nur daß sie sich nicht einem müßiggängerischen, nutzlosen Klosterleben angelobte, sondern daß sie die ganze Welt zu ihrem Kloster machte, und mit heiligem Schwur sich selber gelobte, der Menschheit zu dienen, Denen, welche da litten, ihre Schmerzen zu lindern, an dem Krankenbette der Frauen und der Kinder die Liebe zu bethätigen, welche sie so groß und stark in sich fühlte; auf die ganze leidende und weinende Menschheit diese Liebe zu über-

tragen, welche sie dem Einzelnen geweiht, und die zu ihr zurückgekehrt war, wie eine blutende Taube, mit gelähmten Schwingen, kraftlos und hoffnungslos!

Das Disputatorium war zu Ende. Der Dekan erhob sich und erklärte die Jungfrau Dorothea Christine Lupinus zum Doctor medicinae, und wohl berechtigt und befähigt zur Ausübung und Praxis der Arzneiwissenschaft*); die Studenten brachen in freudige Beifallsrufe aus, und die Professoren näherten sich dem alten Lupinus, um ihn zu beglückwünschen und die Bekanntschaft früherer Tage mit ihm zu erneuern.

Die junge bleiche Braut der Wissenschaft achtete auf das Alles nicht. Sie schaute nur hinüber nach Eckhof, ihre Blicke wurzelten fest ineinander, fest und thränenlos. Dann winkte sie ihm mit der Hand zu gehen, und Eckhof, ihrem Winke gehorsam, erhob sich und ging der Thür zu. Aber noch einmal wandte er sich um, noch einmal begegneten sich ihre Blicke, dann hatte sie den Muth, sich von ihm abzuwenden. Mit einem sanften Blick wandte sie sich zu ihrem Jugendfreund Gryleben hin, der mit ihrem Vater gekommen war.

Ich werde das Gelübde meines Vaters erfüllen, sagte sie, ich werde Ihnen eine treue Gattin sein.

*) Dorothea Christine Lupinus, Tochter des Arztes Lupinus in Quedlinburg, geboren 1715, verheirathete sich, nachdem sie in Halle ihr Doctorexamen gemacht und in dem Disputatorium über die „Gründe, welche bisher das weibliche Geschlecht am Studiren verhinderten“, eine glänzende lateinische Rede gehalten, an den Prediger Gryleben in Quedlinburg, woselbst sie als practischer Arzt, welcher indeß nur dem weiblichen Geschlecht seine Kräfte widmete, eine sehr ausgedehnte und segensvolle Wirksamkeit übte. Sie starb im Jahre 1762. (Denina: La Prusse litteraire sous Frédéric II. Berlin 1790. V. II. p. 26.)

Sehen Sie, dort erlischt der Stern, welcher mein Auge blendete. Jetzt sieht es wieder hell!

Sie deutete mit zitternder Hand auf Eckhof hin, welcher eben, auf Frederisdorf's Arm gelehnt, aus der Thür schwankte.

Freund, sagte Eckhof schwermuthsvoll, wenn die Götter ein großes Opfer verlangen, zur Versöhnung des Glückes, so denke ich, daß ich es heute gebracht habe. Meinen Polykratesring habe ich in's Meer geschleudert, und ein Theil meines Herzblutes hastete daran. Möge das Schicksal nun versöhnt sein, und mir das Glück gönnen, welches dieses schöne bleiche Mädchen mit ihren Thränen gesegnet hat. Lebe wohl, Christine, lebe wohl! Unsere Wege gehen auf ewig auseinander, und wer weiß, ob wir einst im Himmel uns wiedersehen werden! Du gehörst zu den Heiligen und ich bin nur ein armer Komödiant, der sich durch das ekle Leben mit einigen pomphaften Fetzen der Kunst und Schönheit hindurchlügt, und dem vielleicht die Engel im Himmel einen Platz versagen, wie ihm die Priester auf Erden ein Grab versagen!*)

*) Nachdem Eckhof lange Zeit in den größten Städten Deutschlands mit der Schönemann'schen Gesellschaft gespielt und in Deutschland den Sinn und die Liebe für das deutsche Theater überall erweckt hatte, übernahm er ein eigenes Theater in Gotha, dem er bis zu seinem Tode 1778 (er war geboren 1720) als Director und darstellender Künstler angehörte. Eckhof hatte das doppelte Verdienst, zuerst der deutschen Schauspielkunst Bedeutung, Ansehen und Werth, und dem deutschen Schauspieler auch als Menschen Achtung und Anerkennung verschafft zu haben.

XII.

Trenck's erste Flucht.

Heute also, heute ist der Tag seiner Befreiung! sagte Prinzessin Amalie zu ihrer Vertrauten, dem Fräulein von Haaf. Heute, nach fünfmonatlicher Qual, wird er frei sein, wird er sich das Leben, die Freiheit und das Glück wieder erobern. Und ich werde es sein, der er das Alles zu danken hat. Oh, wohl mir, wohl mir, daß Gott mir die Kraft gab, zu leben, und alle diese Qualen zu überdauern, wohl mir, daß ich ihn erretten kann. Denn nicht wahr, Du zweifelst nicht, daß unser Werk gelingen wird?

Nein, ich zweifle nicht, sagte Ernestine von Haaf mit einem glücklichen Lächeln. Der Plan wird und muß gelingen!

Laß uns noch einmal Alles überlegen, und sei's auch nur, um die Zeit, welche heute mit so bleiernen Schritten weiter kriecht, ein wenig mit unsern Gedanken zu besflügeln. Wenn der Platzmajor von Doo heute in der Frühe, wie er das an jedem Sonntag zu thun pflegt, in Trenck's Gefängniß tritt, um es in allen Winkeln zu durchsuchen und nachzuspüren, ob der gefangene Edelhirsch nicht irgendwo sich eine Gasse zur Freiheit geöffnet habe, so wird Trenck über ihn herfallen, ihm den Degen entreißen und an ihm vorüber aus dem Gefängniß springen. Vor der Thür wird er den Soldaten Nicolai, unsern Vertrauten, finden; statt ihn aufzuhalten, wird dieser sich den Anschein geben, ihn nicht zu sehen, und so wird Trenck

weiter eilen, so wird er die Pallisaden überspringen und jenseits derselben das Pferd besteigen, welches wir da bereit gestellt. Gedeckt von dem Militairmantel, den man ihm überwerfen wird, in gutem Geleit der geladenen Pistolen, die er in den Halstern seines Sattels findet, wird er auf Windesflügeln der böhmischen Grenze zueilen. Unfern von dort, bei dem Dorfe Lönnschütz, steht ein anderes Pferd bereit, er wird sich hinaufschwingen und weiter eilen, immer weiter, bis er die Grenze überschritten hat, bis er frei ist! Oh, mein Gott, Ernestine, mir scheint das Alles so sicher, so leicht und so gewiß, daß ich gar nicht an die Möglichkeit des Mißlingens glauben kann.

Auch ich glaube nicht daran, sagte das Hoffräulein. Der Plan ist gut angelegt und wird wirksam unterstützt, er wird gelingen.

Vorausgesetzt, daß er die Pferde bereit findet und den Ort nicht verfehlt, wo sie stehen.

Mein Verlobter wird ihm, wenn er die Wache bei ihm hat, ein Zettelchen zustecken, auf dem die Orte genau angegeben sind, und daß er die Pferde dort findet, dafür bürgt Schnell's Treue. Der einzige Zweifel ist nur, ob es Trencf gelingen wird, die Hindernisse in der Festung ganz allein zu überwinden, denn Euerer Königliche Hoheit haben nicht gewollt, daß wir ihm unter den Soldaten Mitschuldige und Vertraute anwerben sollten.

Nein, sagte Amalie stolz, ich will Trencf befreien, aber ich will nicht die Soldaten meines Bruders ihrer Pflicht abwendig machen. Das Erste zu thun, ist mein Recht und meine Pflicht, denn ich liebe Trencf; thäte ich das Zweite, so wäre ich eine Hochverrättherin gegen meinen König, und das könnte selbst die Liebe nicht entschuldigen. Nur durch mich und durch sich

selber soll Trenck befreit werden. Unsere einzigen Bundesgenossen sollen mein Geld und seine eigene Kraft sein! Oh, er ist stark wie ein Riese, und tapfer wie ein ächter Held! Er wird sich hindurchschlagen durch alle seine Feinde, gleich dem Briareos, wird er hundert Arme haben, und seine Feinde werden vor ihm niederfallen, wie das Korn vor der Sense des Schnitters. Kann er sie nicht Alle tödten mit seinem Schwert, so wird er sie tödten mit seinen Blicken, denn in seinen Augen wohnt eine himmlische Kraft, es sind Sonnenstrahlen darin und feurige Blitze. Und schreibt Dir nicht außerdem Dein Verlobter, daß alle Officiere auf der Citadelle ihn lieben, daß alle Soldaten ihn beklagen? Nun denn, wir haben also nicht nöthig gehabt, sie mit elendem Geld zu bestechen, Trenck hat sie bestochen mit seiner stolzen Jugendschönheit, seinem Unglück und seiner Liebenswürdigkeit. Niemand wird sich ihm also entgegenstellen, Niemand wird ihn zurückzuhalten suchen.

Gebe Gott, daß Euerer Königliche Hoheit richtig prophezeihen! sagte das Hoffräulein.

Gebe Gott, daß diese vier Tage, welche wir noch zu warten haben, bis wir die Nachricht seiner Befreiung erhalten, glücklich überwunden sind, rief Prinzessin Amalie. An seiner Befreiung zweifle ich gar nicht, nur daran, daß ich diese vier Tage des Harrens überleben werde. Die Ungeduld wird mich tödten! Ich habe Kraft gehabt, dem Unglück zu widerstehen, aber ich fühle, daß schon die Erwartung des Glückes mich bis zum Tode ermattet. Oh, mein Gott, gieb nur, daß ich nicht sterbe, bevor ich nicht weiß, daß er wieder frei ist!

Man stirbt nicht mit so rothen Wangen und so glänzenden Augen, wie Euerer Königliche Hoheit sie

heute haben, lächelste Fräulein von Haaf. Ich habe oft im Geheimen gebangt, weil Sie immer bleicher und immer zarter wurden, weil der Gram an Ihnen zehrte, wie der Wurm an der Rose, jetzt aber bange ich nicht mehr, denn Sie sind genesen, seit Sie wieder hoffen! Und was diese vier Tage anbetrifft, welche wir noch zu warten haben, so werden wir sie tödten mit heiterm Lachen, mit Festen und Tänzen. Ist nicht heute Ball bei der Königin, morgen Maskerade im Opernsaal? Nun, Euere Königliche Hoheit haben seit fünf Monaten an diesen Festen nur Theil genommen, weil Sie mußten, jetzt werden Sie es thun, weil Sie wollen, Sie werden nicht mehr tanzen, weil der König es befohlen hat, sondern weil Sie jung und heiter sind, und wieder dem Glücke vertrauen. Sie werden also viel tanzen, und Sich in diesen zwei Tagen so sehr ermüden, daß Sie das Glück haben werden, den dritten Tag sehr viel zu schlafen. So wird der vierte Tag kommen und mit rosigem Finger Ihre müden Augen öffnen, und Ihnen zuflüstern, daß Trencf frei ist, und daß Sie es sind, welche ihn befreit haben.

Ja, laß uns heiter sein, rief Prinzessin Amalie, laß uns lachen und tanzen. Oh, mein Bruder soll mit mir zufrieden sein. Er wird nicht mehr nöthig haben, mich so finster und drohend anzusehen, ich werde lachen und tanzen, ich werde mich schmücken und alle Damen überstrahlen mit meinem Putz und meinen glänzenden Augen. Komm, Ernestine, komm! Wir wollen meine Toilette für diesen Abend ordnen. Oh, es soll eine prachtwolle Toilette sein, ich will Blumen in meinem Haar, Blumen an meinem Busen tragen, keine Perlen, denn das bedeutet Thränen, und ich will nicht mehr weinen!

Fröhlich wie ein Kind hüpfte sie durch das Zimmer und zog ihre Freundin mit sich fort in das Toilettenzimmer, und fröhlich blieb sie während dieser drei folgenden Tage der Erwartung; fröhlich schlief sie am Abend des dritten Tages ein, um im Traum ihren Geliebten zu sehen, wie er zu ihren Füßen kniete und ihr dankte für seine Befreiung, und ihr ewige Liebe schwur.

So kam der vierte Tag, und Amalie begrüßte ihn mit freudiger Zuversicht, gar nicht zweifelnd, daß er ihr gute Botschaft bringen werde. Aber die Stunden vergingen und das Fräulein von Haak kam immer noch nicht! Amalie hatte ihr gesagt: morgen will ich Sie nicht eher wiedersehen, als bis Sie mir eine Freudenbotschaft zu bringen haben. In der Frühe schon wird diese anlangen, und Sie sollen mit derselben in mein Zimmer flattern, wie die Taube mit dem Delblatt.

Und Fräulein von Haak kam immer noch nicht! Doch da öffnete sich die Thür, da ist sie, aber ihr Gesicht ist bleich, ihre Augen sind verweint, und neben ihr diese blasse Frau in den schwarzen Trauerkleidern, mit dem schönen edlen Angesicht, das Amalien mit so wunderbaren, köstlichen Erinnerungen entgegenleuchtet, wer ist das? Was will sie hier? Warum eilt sie mit überströmenden Augen zu der Prinzessin hin, warum beugt sie vor ihr das Knie, und hebt flehend ihre Hände zu ihr empor, und flüstert: Erbarmen, Prinzessin, Erbarmen!

Prinzessin Amalie, bleich und zitternd, erhebt sich von ihrem Sitz und starrt mit weitaufgerissenen, thränenlosen Augen zu der Knieenden nieder und fragt leise, mit vor Entsetzen gelähmter Zunge: Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?

Und die bleiche Frau zu ihren Füßen ruft mit schneidendem Wehelauf: Ich bin die Mutter des unglücklichen Friedrich von Trend, und ich bin gekommen, Euere königliche Hoheit um Mitleid anzuflehen. Mein Sohn wollte entfliehen, aber Gott war seinem Unternehmen nicht günstig. Nachdem er alle Hindernisse überwunden, nachdem er schon die Freiheit, die Rettung dort jenseits der Pallisaden vor sich sah, klammerte sich das Unheil noch an seinen Fuß und hielt ihn fest, bis seine Verfolger ihn erreichten und mit ihren Schwertern über ihn herfielen, und ihn verwundet, blutend, ohnmächtig vor Wuth und Schmerz, in seinen Kerker zurückführten!*)

Ein Schrei des Entsetzens tönte von Amaliens Rippen, dann sank sie bleich, athemlos, kaum ihrer Sinne mächtig, auf ihren Sitz zurück. Fräulein von Haak eilte zu ihr hin, um sie sanft in ihre Arme zu nehmen, um ihr unter Thränen Worte des Trostes, der Theilnahme und der Hoffnung in's Ohr zu flüsteren. Aber Amalie hörte nicht auf sie; sie blickte starr hernieder auf die blasse, weinende Frau, die immer noch vor ihr kniete, und immer noch die Hände flehend zu ihr emporhob.

Haben Sie Erbarmen, Prinzessin, Erbarmen! sagte sie. Sie allein können mir beistehen, Sie allein können mir zur Rettung meines unglücklichen Sohnes behülflich sein. Deshalb komme ich zu Ihnen, deshalb habe ich Fräulein von Haak so lange mit Thränen und Bitten beschworen, bis sie mich zu Ihnen führte, bis sie, aller Etiquette und allem Ceremoniell zum Trotz, mir erlaubte, Ihre Knie zu umklammern

*) Trend's Memoiren. Bd. I. S. 80.

und zu Ihnen zu sagen: helfen Sie mir, weil Sie ein Engel der Güte und des Erbarmens sind, helfen Sie einer unglücklichen Mutter, welche ihren Sohn erretten will!

Und Sie sagen, daß ich das kann? fragte Amalie athemlos.

Sie allein, Königliche Hoheit, haben das Mittel in Händen, meinen Sohn vom Tode zu erretten!

Nennen Sie mir das Mittel, Gräfin, und müßte ich es mit meinem Herzblut erkaufen, ich werde es thun!

Führen Sie mich zum König, Prinzessin, das ist Alles was ich von Ihnen erflehe. Noch weiß er nichts von dem unglücklichen Fluchtversuch meines Sohnes. Ich selber also will es sein, die ihm diese Nachricht bringt, ich selber will ihm gestehen, daß ich es war, welche meinem Sohn zur Flucht behülflich gewesen, welche den Unterofficier Nicolai mit Schmeichelnworten und Thränen, mit Geld und Versprechungen bestochen hat, daß er sich meinem Sohn nicht widersetzte, daß ich es war, welche das Pferd mit den geladenen Pistolen an der äußeren Ballisade bereit hielt, daß ich meinem Sohn die tausend Ducaten zugeschickt, welche man bei ihm gefunden, daß ich jenen Brief geschrieben, in welchem ihm ewige Liebe und Treue gelobt wird. Oh, der König wird einer Mutter verzeihen, welche ihren Sohn befreien will, und deshalb kein Mittel unversucht läßt.

Ah, Sie sind eine edle, eine großmüthige Frau, rief die Prinzessin mit leuchtenden Augen, Sie sind es werth, Trend's Mutter zu sein. Sie sagen, daß ich Sie erretten soll, und Sie sind gekommen, um mich zu erretten. Aber ich werde dieses Opfer nicht annehmen, ich werde nicht feig und schlichtern schwei-

gen, wo Sie den Muth haben, zu reden. Möge der König denn Alles erfahren, möge er wissen, daß es nicht Trenck's Mutter ist, sondern Trenck's Geliebte, welche ihn befreien wollte, und daß diese Geliebte —

Oh, wenn Sie ihn erretten wollen, so schweigen Sie, Prinzessin, der König kann Erbarmen üben, wenn es die Mutter war, die ihren Sohn befreien wollte, er wird unnachsichtig sein, wenn es eine Andere gewesen, und wenn er diese Andere nicht strafen kann, so wird er meinen Sohn doppelt strafen!

Oh, hören Sie auf ihre Worte, Prinzessin, flüsterte das weinende Hoffräulein, thun Sie, wie die Gräfin sagt, erhalten Sie sich dem unglücklichen Trenck, schützen Sie mit Ihrem Schweigen seine Freunde, und wir werden doch die Hoffnung bewahren können, bessere und glücklichere Mittel zu seiner Flucht zu ersinnen!

Nun denn, es sei, sagte die Prinzessin schmerzlich. Ich bringe ihm auch dieses Opfer. Ich schweige. Gott allein weiß, daß ich bereitwilliger noch mein Leben, mein Herzblut für ihn hingeben würde, und daß ich das minder schwer finden würde, als mich und meine Liebe in Schweigen und Feigheit zu verhüllen. Kommen Sie, ich führe Sie zum König!

Aber ich sagte Euerer Königlichen Hoheit noch nicht, daß der König in seinem Bibliothekzimmer ist, und daß er streng befohlen hat, Niemand vorzulassen.

Er wird mich einlassen, oder vielmehr, ich werde Sie über den geheimen Corridor und durch die Wohnzimmer des Königs, nicht durch den großen Vorsaal zu ihm führen, kommen Sie!

Sie faßte heftig der Gräfin Hand, und führte sie mit sich fort.

Der König war allein in seinem Bibliothekzimmer. Er saß vor seinem mit Büchern und Papieren bedeckten

Tisch, und war eifrig mit Schreiben beschäftigt. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und blickte nachdenklich auf das Geschriebene nieder. Der Anfang wäre also gemacht, sagte er leise, der Anfang zu einem neuen Werk, das hoffentlich eine ebenso gute Schlacht auf dem Felde der Wissenschaft werden soll, wie ich deren einige auf anderm Felde mit dem Degen gewonnen habe. Ich bin mir bewußt, was ich will, und kenne genau meine Aufgabe, und wahrlich, es ist eine schöne und lohnende Aufgabe, welche ich mir da gestellt habe. Ich will die „Geschichte meiner Zeit“ schreiben, nicht in Form von Memoiren und nicht als Commentar, sondern als freies, selbstständiges, unparteiisches Geschichtswerk. Ich will darin den Umsturz von Europa im Großen schildern, und mich bemühen, die Lächerlichkeiten und Thorheiten, die in dem Benehmen seiner Herrscher sichtbar sind, zu zeichnen.*) Nun, meine ehrenwerthen Collegen, die Könige und Fürsten haben mir da sehr reichliches Material zu einem komischen Narrenbilde geliefert. Ich wünschte mir den Pinsel eines Höllenbreughel und die Feder eines Thucydides zu meinem Werk, damit es das erreiche, was ich von ihm fordern will. Ach, ach, der Ruhm ist eine so pikante Speise, daß man, je mehr man davon genießt, immer durstiger wird nach neuem Genuß. Warum lasse ich es mir nicht genügen, daß man mich einen guten Feldherrn nennt, warum gelüstet es mich, auch ein wenig auf dem Capitol gekrönt zu werden? Nun, Se. Heiligkeit der Papst wird es jedenfalls nicht sein, der mich krönt oder zu dem Rang eines Heiligen erhebt, und wahrlich, ich trage nach solchem Titel auch

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes: Correspondance avec Voltaire.

kein Gelüste. Ich bin es zufrieden, wenn mich die Nachwelt einst einen guten Fürsten, einen tapfern Soldaten, einen guten Gesetzgeber nennt, und es mir verzeiht, daß ich zuweilen auch statt des Schlachtrosses den Pegasus ein wenig herumgetummelt habe!

Mit einem heitern Lächeln nahm der König die Feder zur Hand, und begann wieder zu schreiben.

Hinter dem König öffnete sich jetzt leise die nach seinem Wohnzimmer führende Thür, und Prinzessin Amalie schaute forschend und mit bleichem, traurigem Antlitz herein. Als sie sah, daß der König immerfort schrieb, klopfte sie leise an die geöffnete Thür.

Der König wandte sich hastig und mit gerunzelter Stirn um. Habe ich nicht gesagt, daß ich allein sein will? fragte er unwillig; als er aber seine Schwester wahrte, stand er auf, und ein angstvoller Ausdruck sprach aus seinen Zügen.

Ah, meine Schwester, ich sehe an Deinen schmerzlichen Zügen, daß Du mir eine schlimme Nachricht zu bringen hast, sagte er, und dringend muß sie gewesen sein, da Du so unangemeldet bei mir eintrittst.

Mein Bruder, das Unglück hat immer das heilige Vorrecht, unangemeldet zu den Fürsten eintreten und zu Ihnen um Hilfe und Erbarmen flehen zu dürfen, sagte die Prinzessin. Ich nehme dieses heilige Vorrecht auch für die unglückliche Dame in Anspruch, welche mich um Fürsprache bei meinem erhabenen Bruder gebeten hat. Sire, wollen Sie die Gnade haben, ihr eine Audienz zu gewähren?

Wer ist sie? fragte der König verdrießlich.

Sire, es ist die Gräfin Costange, sagte Amalie kaum hörbar.

Die Mutter des rebellischen Lieutenants von Trend! rief der König mit fast drohendem Ton, und ein zor-

niger Blitz seines Auges traf das bleiche Antlitz seiner Schwester.

Ja, die Mutter des unglücklichen Lieutenants von Trend ist es, welche es wagt, Euerer Majestät Gnade anzusehen, rief die Gräfin, an der Thür auf ihre Knie niedersinkend.

Der König trat einen Schritt zurück und sein Gesicht ward noch finsterer. In der That, Sie haben eine seltsame Art, sich eine Audienz zu verschaffen, sagte er, Sie erobern sie sich, und machen die Prinzessin, wie es scheint, zu Ihrem Herold!

Sire, ich habe die Diener vergeblich um Einlaß gefleht, sie verweigerten es mir. Da, in der Angst meines Herzens, wandte ich mich an die Prinzessin, welche großmüthig genug war, für mich dem Zorn ihres erhabenen, königlichen Bruders zu trotzen.

Und war denn das, was sie mir zu sagen hatten, so dringend?

Sire, seit fünf Monaten schmachtet mein Sohn im Kerker, und Euerer Majestät fragen, ob es dringend war, daß seine Mutter zu Ihnen kam? Mein Sohn hat den Zorn Euerer Majestät erregt, und ich weiß nicht weshalb, er ist ein Gefangener und ich kenne sein Verbrechen nicht. Oh, üben Euerer Majestät Gnade, lassen Sie mich das Verbrechen meines Sohnes kennen, damit ich es zu sühnen trachte!

Ah, Madame, eine Mutter ist nicht verantwortlich für die Verbrechen ihres Sohnes, eine Frau kann nicht sühnen, was ein Mann verschuldete. Ueberlassen Sie daher Ihren Sohn seinem Schicksal, das sich vielleicht noch eines Tages für ihn aufklären und lichten kann, wenn er klug und besonnen ist und die Warnung versteht, mit welcher es jetzt an sein lichtscheues Herz geklopft hat.

Des Königs Blick streifte bei diesen Worten das Antlitz der Prinzessin, als sei diese Warnung zugleich an sie selber gerichtet gewesen.

Ach, Euere Majestät wollen einem armen Mutterherzen also Hoffnung gewähren? fragte die Gräfin. Diese unglückselige Gefangenschaft meines armen Sohnes wird also vorüber gehen, Euere Majestät werden ihm eines Tages Verzeihung gewähren für dieses Verbrechen, das ich nicht kenne und das Euere Majestät nicht die Gnade haben, mir zu nennen?

Wollen Sie es wissen, Madame? fragte der König streng. Er hat eine unvorsichtige und verrätherische Correspondenz geführt, und wenn ich ihn vor ein Kriegsgericht stellte, würde es ihn als einen Hochverräther strafen. Aber, in Anbetracht seiner Jugend, seines Leichtsinns und einiger nur mir bekannter Milderungsgründe, werde ich schonend mit ihm verfahren. Möge Ihnen diese Versicherung genügen, Madame: in einem Jahre wird Ihr Sohn frei sein*), und wenn ihn die Einsamkeit zum Nachdenken über sich selber und zur Erkenntniß seines Verbrechens gebracht hat, wenn er sich bessert und alle seine Thorheiten aufgibt, werde ich ihm wieder ein gnädiger König sein. Schreiben Sie das Ihrem Sohn, und somit Gott befohlen!

Oh Sire, Sie kennen noch nicht Alles, um was ich Euerer Majestät Gnade zu erbitten habe. Ich habe noch ein Bekenntniß zu machen, und —

Ein leises Klopfen an der nach dem Vorsaal führenden Thür unterbrach sie, und eine Stimme von außen rief: Sire, ein Courier mit wichtigen Depeschen aus Schlesien!

*) Trend's Memoiren. Th. I. S. 82.

Treten Sie in mein Wohnzimmer zurück und warten Sie dort, sagte der König, indem er der Prinzessin winkte. Die beiden Damen entfernten sich.

Depeschen aus Schlesien, flüsterte die Gräfin. Der König wird jetzt Alles erfahren, fürchte ich.

Möge er es, sagte Prinzessin Amalie fast trotzig, wir sind hier, um ihn zu retten, und wir werden es thun!

Eine kurze Zeit verging, dann ward die Thür heftig aufgerissen und der König, bleich und mit zornblitzenden Augen, erschien auf der Schwelle.

Madame, sagte er, auf die Papiere deutend, welche er in Händen hielt, aus diesen Depeschen habe ich erfahren, was Sie ohne Zweifel mir zu sagen kamen. Ihr Sohn hat wie ein feiger Verbrecher, ein schuldbelasteter Uebelthäter, seinem Gefängniß zu entspringen gesucht. Er hat dabei Soldaten getödtet und verwundet, er hat den Festungs-Commandanten entwaffnet, und in der Frechheit und dem Wahnsinn seiner feigherzigen Angst hat er mitten am hellen Tage über die Pallisaden entspringen wollen. Ah, Madame, man muß sich sehr schuldig fühlen, um solche verwegene Flucht zu wagen, und sehr verbrecherische Complicen muß er gehabt haben, die ihm solchen Rath ertheilen konnten. Denn er hatte Complicen, er hatte Mitschuldige, welche die Schildwache vor seiner Thür bestachen, welche heimlich ihm Geld zusteckten, welche Pferde zu seiner Flucht bereit hielten. Wehe ihnen, wenn ich jemals ihre Namen erfahre, wenn ich diese Verbrecher kennen lerne, welche meine Soldaten und Officiere zu verrätherischem Treubruch ihres Eides verleiteten.

Ich, Majestät, ich war diese Verbrecherin, sagte die Gräfin. Eine Mutter darf es wohl wagen, um

jeden Preis die Freiheit ihres Sohnes zu begehren, und jede Waffe ist ihr recht, wenn sie ihn damit vertheidigen kann. Ich habe die Soldaten bestochen, die Pferde bereit gestellt und meinem Sohn Geld gesandt, ich wollte meinen Sohn befreien!

Und Sie haben ihn doch nur in tieferes und hoffnungsloseres Elend gebracht! Denn jetzt, Madame, jetzt giebt es keine Gnade mehr. Der Ausreißer und Deserteur hat die Gnade seines Königs verwirkt, er ist der Schande, dem Elend und der ewigen Gefangenschaft verfallen. Das ist mein letztes Wort! Hoffen Sie nicht mehr auf Gnade. Nach den Kriegsgesetzen ist der Deserteur dem Tode verfallen, ich will ihm das Leben schenken, aber ich kann ihm die Freiheit nicht geben, denn ich weiß jetzt, daß er sie mißbrauchen würde. Leben Sie wohl!

Gnade! Gnade! flehte die Gräfin. Erbarmen Sie sich meines Sohnes, Sire, er ist so jung, er hat noch ein so langes Leben vor sich.

Ein Leben der Reue und der Buße, sagte der König streng. Ich werde ihm kein anderes bewilligen! Gehen Sie! —

Er wandte sich um, und war im Begriff in sein Studirzimmer zurückzukehren. Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und als er sich umwandte, sah er hinter sich das bleiche Antlitz seiner Schwester.

Mein Bruder, sagte die Prinzessin mit fester Stimme, erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick allein zu sprechen. Gehen Sie voran, ich folge Ihnen.

Er lag etwas Stolz, fast Gebieterisches in ihrem ganzen Wesen; sie hatte einen festen heldenmüthigen Entschluß gefaßt, das sagten ihre stolzen festen Mienen, das leuchtete von ihrer klaren, ernstern Stirn. Sie war nicht mehr das junge Mädchen, welches schüchtern

und mit gefaltene[n] Händen um ihre Liebe weint, sie war das heldenkühne Weib, welches ihre Liebe vertheidigen oder mit ihr sterben will. — Der König las das in ihrem Angesicht, er erkannte das an ihrer königlichen Haltung, und mit der Ehrfurcht und Anerkennung, welche große Seelen immer für das Unglück empfinden, neigte er sich vor dieser Frau, zu der er in sympathischem Mitleid sich hingezogen fühlte.

Kommen Sie, meine Schwester, sagte er, ihr die Hand darreichend.

Aber Amalie nahm diese Hand nicht an, sie schritt neben ihm her in das Bibliothekzimmer und schloß langsam und leise die Thür hinter sich. Dann lehnte sie sich einen Moment, wie um Kraft zu sammeln, an die Wand, während der König hastig, das Zimmer durchschreitend, sich an das Fenster stellte und seine heiße Stirn an den Scheiben kühlte. Als er hinter sich das Rauschen ihres Gewandes hörte, wandte er sich um und ging der Prinzessin entgegen. Sie blickte ihn mit großen, kalten, thränenlosen Augen an.

Genügt es, wenn ich verspreche, ihn niemals wieder zu sehen? fragte sie.

Das Versprechen ist überflüssig, denn ich werde ein Wiedersehen unmöglich zu machen wissen.

Sie nickte langsam mit dem Kopf, als habe sie diese Antwort erwartet.

Genügt es, wenn ich schwöre, niemals wieder an ihn zu schreiben, ihm kein Zeichen meiner Liebe mehr zu geben?

Ich würde diesem Schwur nicht glauben, und wenn ich ihm die Freiheit gebe, wird er Sie und ihre Familie compromittiren, indem er sich einer Liebe rühmt, welche nur den Verhältnissen und der Nothwendigkeit, nicht aber der Vernunft und dem Ueberdruß gewichen

ist. Ich will Ihnen in dieser Stunde keine Vorwürfe machen, denn ich denke, Ihr Gewissen thut das ohne mich. Aber ich sage Ihnen nur dies: ich werde ihn nicht frei geben, so lange er noch an Ihre Liebe glauben darf!

Werden Sie ihn frei geben, wenn ich ihm den Glauben an mich raube? Wenn ich ihm die gelobte Treue wie ein zeretztes Stück Papier in's Antlitz schleudere? Wenn ich ihm sage, daß die Furcht und die Feigheit meine Liebe ausgelöscht hat, und daß ich ihm für immer Lebewohl sage?

Schreiben Sie ihm das, und ich verspreche Ihnen, daß er in einigen Monaten frei sein soll, aber, verstehen Sie mich wohl, frei, um zu gehen, wohin er will, außer nach Berlin, frei, aber aus meinem Königreich verbannt.

Soll ich hier schreiben? fragte sie mit einem völlig gleichgültigen Gesicht und mit eiseskalter Ruhe.

Schreiben Sie. Sie finden auf meinem Schreibtisch Alles, was Sie bedürfen.

Sie ging ganz gelassen zu dem Schreibtisch und setzte sich. Als sie zu schreiben begann, überdeckte eine Leichenblässe ihr Antlitz und ihr Athem ging keuchend und stöhnend aus ihrer Brust hervor.

Der König stand unfern von ihr und betrachtete sie mit tief traurigen Blicken.

Sind Sie schon fertig? fragte er, als sie das Papier, auf welchem sie eben geschrieben, bei Seite schob.

Nein, sagte sie ruhig, es war nur eine Thräne auf jenes Papier gefallen. Ich muß also von Neuem beginnen.

Und sie nahm ganz gelassen ein anderes Blatt Papier und begann wieder zu schreiben. Der König

wandte sich seufzend ab, er fühlte, daß, wenn er länger noch dieses bleiche, resignirte, todesmuthige Antlitz anschauete, er seiner Vernunft, seiner Pflicht zum Trotz, sie begnadigen und ihr ihren Geliebten zurückgeben würde.

Er trat wieder an's Fenster und schaute gedankenvoll zum Himmel empor. Ist es möglich, kann es sein? fragte er sich selber. Darf ich meiner Pflichten als König, als Haupt meiner Familie vergessen und mich nur erinnern, daß sie meine Schwester ist, und daß sie leidet und weint? Müssen wir denn Alle diese eitle Größe und diesen Flittertand irdischer Herrlichkeit mit unserm wärmsten Herzblut und unsern schönsten Hoffnungen bezahlen? Und wenn ich sie jetzt ihres geträumten Glückes beraube, was habe ich ihr dafür zu bieten? Womit kann ich ihr ihre Hoffnungen, ihre Liebe, ihr Jugendglück ersetzen? Höchstens mit ein wenig irdischem Glanz, mit einem Purpur und einer Krone, und endlich vielleicht mit meiner Liebe. Ja, ich will sie lieben, treu und innig, sie soll dem Bruder verzeihen müssen, daß der König ihr nicht verzeihen kann. Sie —

Ich bin zu Ende, sagte hinter ihm die traurige sanfte Stimme seiner Schwester. Der König wandte sich um. Amalie stand an dem Schreibtisch, das beschriebene Papier in der einen Hand haltend, während sie sich mit der andern Hand auf den Tisch stützte.

Lesen Sie, sagte der König, sich ihr nähernd und sich ihr gegenüberstellend.

Die Prinzessin neigte leise ihr Haupt und las:

„Ich beklage Sie, aber Ihr Mißgeschick ist unänderlich, und ich darf und will nicht versuchen es zu lindern, denn ich würde fürchten, mich selber zu compromittiren. Dies ist daher mein letzter Brief, ich

darf nichts weiter mehr für Sie wagen. Suchen Sie nicht mir zu schreiben, denn ich würde Ihre Briefe uneröffnet zurückschicken. Unsere Trennung muß für ewig sein, aber ich werde Ihnen immer gewogen bleiben, und wenn ich Ihnen später nützlich sein kann, so werde ich es gern thun. Leben Sie wohl, unglücklicher Freund, Sie verdienen ein besseres Schickjal.“*)

Das ist Alles? fragte der König, als die Prinzessin schwieg.

Das ist Alles, Sire!

Und Sie meinen, daß, wenn er diesen Brief erhält, er nicht mehr an Ihre Liebe glauben wird? fragte der König mit einem traurigen Lächeln.

Ich bin dessen gewiß, denn ich sage ihm darin, daß ich nichts mehr für ihn wagen, daß ich nicht einmal versuchen will, sein Unglück zu lindern. Das thut man nur, wenn man feig und erbärmlich genug ist, dem Unglück seine Liebe zu opfern. Ich werde seine Freiheit mit seiner Verachtung erkaufte haben!

Was würden Sie ihm denn geschrieben haben, wenn Sie Ihrem Herzen folgen dürften? fragte der König.

Ein rosiges Schimmer flog über ihr Antlitz hin und in ihren Augen blitzte ein heller Liebesstrahl. Ich würde ihm geschrieben haben: Hoffen Sie auf mich, glauben Sie an mich. Denn hinfort hat mein Leben nur noch dieses Eine Ziel: Sie zu befreien. Möge ich sterben, wenn ich das erreicht habe, aber sterben in dem freudigen Bewußtsein, Sie errettet zu haben und meiner Liebe tren gewesen zu sein!

*) Friedrich von Trend's Memoiren. Th. I. S. 86.

Das würden Sie ihm geschrieben haben?

Das würde ich ihm geschrieben haben, sagte sie ganz stolz und freudig. Und an der Wahrheit jenes Briefes würde er nicht gezweifelt haben.

Oh Frauenherz, unerschöpflicher Quell der Liebe und Hingebung, murmelte der König, indem er sich abwandte, um seiner Schwester seine Rührung zu verbergen.

Genügt dieser Brief? fragte die Prinzessin. Werden Sie Trendt jetzt frei geben?

Ich habe es Ihnen versprochen und ich werde Wort halten. Falten Sie den Brief zusammen und adressiren Sie ihn. Ich werde ihn dann heute sogleich befördern.

Und wann wird er frei sein? fragte Amalie, indem sie that, wie ihr der König geheißen hatte.

Ich darf ihn nicht sofort entlassen, denn das würde ein schlimmes Beispiel für meine Officiere sein. Er hat gewagt, entfliehen zu wollen, er muß dafür seine Strafe erleiden. In drei Monaten aber soll er frei sein.

In drei Monaten also. Hier ist der Brief, Sire.

Der König nahm den Brief und steckte ihn in seinen Busen. Und jetzt, meine Schwester, jetzt komm' an mein Herz, sagte er, ihr die Arme entgegenstreckend. Der König hat Dir gezürnt, der Bruder will mit Dir weinen. Komm, Amalie, komm an ein treues Bruderherz!

Aber Amalie warf sich nicht in seine geöffneten Arme, sie blieb ruhig stehen und schien seine Worte gar nicht gehört, nicht verstanden zu haben.

Ich bitte Euer Majestät, mich jetzt zu entlassen, sagte sie. Unser Geschäft ist beendet, und ich denke, wir haben nichts mehr miteinander zu thun!

Der König ließ seine Arme sinken und seufzte schmerzlich. Oh, meine Schwester, sagte er traurig, bedenke was Du thust, laß Dein Herz sich nicht verhärten, wende es nicht von mir. Glaube mir, ich leide mit Dir, und wenn es nur darauf ankäme, Dir meine persönlichen Vorurtheile, meine persönlichen Wünsche zu opfern, so würde ich es mit Freuden thun. Aber ich muß meinen Ahnen, der Geschichte meines Hauses, den Vorurtheilen der Welt Rechnung tragen. Amalie, ich darf, ich kann nicht anders handeln, vergieb es mir, meine Schwester. Und jetzt noch einmal, Amalie, laß uns in Liebe zu einander halten, komm in Deines Bruders Arme!

Er trat dicht zu ihr heran, und streckte die Hand aus, um sie zu sich zu ziehen, aber die Prinzessin trat langsam einen Schritt zurück.

Erlauben mir Euer Majestät, Sie daran zu erinnern, daß dort in jenem Zimmer eine arme unglückliche Frau auf ein Trosteswort hofft, sagte sie, und daß diese Frau Trend's Mutter ist. Sie wenigstens wird glücklich sein, wenn ich ihr sage, daß ihr Sohn bald frei sein wird. Erlauben Sie mir also, Sire, daß ich mich beurlaube und zu ihr gehe!

Sie machte dem König eine feierliche und tiefe Verbeugung und durchschritt dann langsam das Gemach. Der König suchte sie nicht mehr zurückzuhalten. Er schaute ihr mit trüben, fragenden Blicken nach, immer noch hoffend, daß sie sich umwenden, daß sie zu ihm zurückkehren werde.

Jetzt stand sie an der Thür, jetzt wandte sie sich um. Der König that rasch einige Schritte vorwärts. Aber Prinzessin Amalie machte nur eine ceremoniöse Abschieds-Verbeugung und verschwand dann durch die Thür.

Verloren, ich habe sie verloren! seufzte der König. Oh, mein Gott, muß mich denn Alles verlassen, was ich liebe? War es nicht genug, daß ich meine Freunde durch den Tod verliere, muß ich noch eine geliebte Schwester durch dieses harte und kalte Leben verlieren? Ach, ich bin ein armer Mann, und doch nennen sie mich einen König!

Und der König ließ sich auf einen Stuhl niedergleiten und schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht. So saß er eine lange Zeit und nur seine Seufzer unterbrachen die tiefe Stille um ihn her. Dann ließ er langsam die Hände wieder herabgleiten und stand auf.

Arbeiten, ich will arbeiten! sagte er, sich stolz aufrichtend. Das ist immerhin ein Trost und lehrt vergessen!

Er ging mit hastigen Schritten zu seinem Schreibtisch hin, und setzte sich, indem er mit prüfendem Blick die Akten und Papiere überschaute, welche da aufgehäuft lagen.

Er nahm eins dieser Aktenstücke zur Hand und begann zu lesen. Aber bald legte er es unwillig wieder bei Seite. Es geht nicht, sagte er, die Buchstaben schwirren mir vor den Augen. Mein Gott, wie schwer ist es doch, seine Pflicht zu thun!

Er stützte das Haupt in seine Hand und blickte lange gedankenvoll empor. Und allmählig erheiterten sich seine Züge, ein wunderbares Leuchten war in seinen Augen, und wie in einer Verklärung strahlte sein Angesicht.

Ja, sagte er endlich mit einem köstlichen Lächeln, ja, so soll es sein! Ich habe in dieser Stunde eine Schwester verloren, und ich habe sie sehr geliebt. Nun denn, Denen, die man liebt und die uns gestor-

ben sind, pflegt man ein Denkmal zu setzen, ein Denkmal der Erinnerung und der Liebe. Arme, gestorbene Schwester, ich will Dir ein Denkmal setzen! Der König hat seine Schwester unglücklich machen müssen, dafür soll der König versuchen, sein Land glücklich zu machen, und wenn es denn kein Gesetz giebt, welches eine Prinzessin gegen den König anrufen kann, so soll es wenigstens für alle meine Unterthanen Gesetze geben, die sie schützen, und der Vernunft, dem Recht und dem göttlichen Gleichheitsprincip der Menschen entsprechen! Ja, ich will meinem Lande ein neues Gesetzbuch, ich will meinem Volke ein allgemeines Landrecht geben. *) Das, Amalie, sei das Denkmal, welches ich Dir in meinem Herzen errichte. Und jetzt gleich, in dieser Stunde, will ich an Cocceji schreiben, und ihm den Auftrag geben, ein solches Gesetzbuch, ein solches allgemeines Landrecht zu entwerfen!

Und indem der König so sprach, nahm er hastig die Feder und begann zu schreiben, und so ganz erfüllt war er von seinem Gedanken, daß er halblaut, als gelte es, die Feder in seiner Hand mit seinen Worten zu besflügeln, sich selber dictirte und vorsprach, was er schreiben wollte.

„Die Richter“, sagte er jetzt, indem er mit fliegender Hast weiter schrieb, „die Richter müssen allen Menschen, ohne Ansehn der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhl Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen und anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder

*) Rödenbeck, Tagebuch. S. 137.

Haupt kommen mögen. Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn solche auch aus unserm Kabinet herühren, die geringste Reflexion nehmen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- und obregirt worden, oder der strenge Lauf des Rechtes dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren.“*)

Der König schrieb immer weiter, und sein Antlitz strahlte immer freudiger, während seine Feder mit fliegender Eile über das Papier hinglitt.

So ganz erfüllt war der König von seinen Gedanken, daß er gar nicht hörte, wie hinter ihm leise die Thür geöffnet und die Portièrè zurückgehoben ward, daß er gar nicht sah, wie das heitere und geistvolle Antlitz seines Lieblings, des Generals Rothenburg, hereinschaute.

Der König schrieb immerfort weiter. Rothenburg blickte sich und ließ etwas aus seinen Armen auf den Fußboden niedergleiten, und indem er's that, lächelte er ganz vergnügt und heiter, und schaute wieder hinüber zum König und dann nach dem zierlichen schlanken kleinen Windspiel hin, das er auf die Erde gesetzt, und das kein anderes war als die Biche, das verlorene und in Gefangenschaft gerathene Lieblingshündchen des Königs. **)

*) Diese Worte des Königs stehen in dem Publicationspatent des Projectes des Codex Fridericianus Marchicus. R ö d e n b e c k, Tagebuch. S. 154.

**) Das Windspiel, die Biche war, wie weiter oben gesagt, in der Schlacht bei Sohr in österreichische Gefangenschaft gerathen, und vom General Radasti seiner Gemahlin als Kriegsbeute geschenkt worden. Als die Generalin Radasti erfuhr, daß Biche das Lieblingshündchen des Königs gewesen, behielt sie es bei sich und wollte sich gar nicht wieder von ihm trennen. Erst nach mannich-

Einen Moment stand die Biche und schaute mit gehobener, schnuppernder Schnauze und klugen, funkelnden Augen umher, dann sprang sie leicht und unhörbar über den Teppich hin, und mit einem Satz stand sie oben auf dem Schreibtisch vor dem König und legte ihre Vorderpfötchen um seinen Hals.

Biche, meine treueste Freundin, meine Biche, bist Du wieder da, meine Biche! sagte der König, die Feder wegwerfend und das Thierchen in seine Arme nehmend.

Und jetzt begann die Biche zu heulen vor Entzücken, und schmiegte sich an ihren wiedergefundenen Herrn und bohrte ihr spitzes Köpfchen in seine Brust, und schaute ihn mit den glänzenden Augen so liebevoll und zärtlich an! Und der König?

Er neigte sein Antlitz auf den Kopf seines treuen Hündchens nieder und zwei Thränen rannen langsam über seine Wangen hin. *)

Meine Biche, flüsterte er leise, Du hast mich also nicht vergessen? Ach, wenn die Menschen so treu wären, und mich so liebten, wie Du es thust, mein treues Hündchen, wahrlich, dann wäre ich ein reicher und glücklicher König!

Der General Rothenburg stand immer noch an der Thür und schaute durch die halbzurückgeschlagene Portiere herein.

Sire, sagte er jetzt, hat nur die Biche die grandes und petites entrées, oder ich auch?

fachen Verhandlungen und mehrmaligen Aufforderungen entschloß sie sich, dem König die Biche wiederzusenden. Rödenbeck, Tagebuch. S. 126.

*) Müchler, Friedrich der Große. S. 350. — Rödenbeck, Tagebuch. S. 127.

Ah, Du warst es also, der mir die Biſche gebracht? fragte der König, dem General näher winkend.

Ich war es, Sire, aber faſt bereue ich es, denn ich ſehe es wohl, die Biſche iſt eine gefährliche Rivalin und ich bin eiferſüchtig auf ſie!

Der König lachte. Du biſt mein treueſter Freund, ſagte er, die Biſche aber iſt meine treueſte Freundin! Ich werd's ihr nie vergeſſen, daß ſie mich hätte einſt an die Deſtreicher verrathen können, und daß ſie nicht that, was Tausende von Menſchen an ihrer Stelle gethan haben würden, daß ſie ihren Herrn nicht verrieth. Hätte ſie damals, als ich mit ihr mich unter die Brücke geflüchtet hatte vor den Panduren, die über die Brücke hinzogen, hätte ſie damals gebellt, ſo war ich verloren. Aber ſie that's nicht! Aus Liebe zu mir verleugnete ſie ihre Natur und ſchwieg, und ſchmiegte ſich an mich, indem ſie mit ihren hellen flugen Augen mich immerfort anſah, und mir die Hände leckte. Ach, Freund, glaube mir, die Hunde ſind viel beſſer und treuer als die Menſchen, und die ſogenannten Ebenbilder Gottes könnten ſehr viel von den Hunden lernen!

XIII.

Die Flucht.

Zwei Monate waren ſeit dem letzten Fluchtverſuch des Lieutenant's von Trenck vergangen. Zwei Monate

der Qual, des verzweiflungsvollen Schmerzes, des nagenden Grames. Aber dennoch war Trend nicht entmuthigt, nicht hoffnungslos, dennoch hatte er immer nur das Eine große Ziel vor Augen: sich zu befreien, aus diesem Kerker zu entfliehen, den er jetzt, wie ihm der Commandant von Fouquet gesagt hatte, lebend nicht wieder verlassen sollte. Diesem Schreckbild einer lebenslänglichen Gefangenschaft gegenüber fühlte Trend alle seine Muskeln sich spannen und zusammenziehen, fühlte er sein Blut in feurigen Strömen durch seine Adern hüpfen, und mit einem stolzen Lächeln und mit flammensprühenden Augen sagte er: man ist niemals lebenslänglich gefangen, wenn man sich stark genug fühlt, frei zu sein! Ich habe Kraft und Muth wie Atlas, die ganze Welt auf meinen Schultern zu tragen, und ich sollte nicht einmal diese Thüren und Schöffner sprengen, diese elenden Festungsmauern überwinden können, die mich von der Freiheit, der Welt und dem goldenen Sonnenschein trennen? Nein, nein, noch bevor das Jahr zu Ende geht, werde ich frei sein! Ja, frei, um zu ihr zu gehen, um ihr dieses fürchterliche Blatt Papier zurückzugeben und sie zu fragen, ob sie das wirklich geschrieben, ob diese kalten, gnädigen Worte wirklich aus ihrem Herzen gekommen sind, oder ob man gewagt hat, ihre Handschrift nachzuahmen, um mir noch diesen letzten Sonnenstrahl, der mein Gefängniß durchleuchtete, zu unnachten! Um das zu wissen, muß ich frei sein, denn ich glaube keinen Schriftzügen, außer denen, die in ihrem schönen, holden Angesicht stehen, und nur wenn sie selber es mir sagt, daß sie mich aufgegeben, nur dann werde ich ihr glauben! Ich muß also frei sein, und bis ich das nicht bin, muß ich alles Andere vergessen, Alles, selbst diesen fürchterlichen Brief! Meine Gedanken,

meine Augen, mein Herz und meine Seele müssen nur Ein Ziel, Einen Athemzug haben: Die Freiheit! Die Freiheit!

Aber ach! Das Jahr neigte sich zu Ende und dieses Ziel war immer noch nicht erreicht, vielmehr schien es in immer weitere Ferne zu entrücken, denn von Berlin aus waren verstärkte Vorsichtsmaßregeln befohlen worden, und der Commandant von Fouquet hatte daher die Wachen vor Trend's Thür verdoppeln lassen und den Officieren auf der Citadelle bei strenger Arreststrafe verboten, den Gefangenen in seiner Zelle zu besuchen, oder irgendwie freundlich mit ihm zu verkehren.

Aber die Officiere liebten diesen jungen lebensmuthigen Mann, der das graue eintönige Einerlei ihres Garnisonlebens mit seiner frischen, lebenslustigen, machtvollen Erscheinung erheitert und durchbrochen hatte, und der mit seinem springkräftigen Geist und seiner schwungvollen Phantasie aus ihrer Lagenweile und Tonlosigkeit sie ein wenig emporgeschneelt hatte. Sie empfanden Mitleid mit seiner Jugend, seiner Schönheit und Genialität, und seine energische Zuversicht, sein kühner Muth imponirte ihnen, und machte sie neugierig und gespannt auf den endlichen Ausgang dieses Kampfes zwischen dem armen, machtlosen, gefesselten Jüngling und dem strengen, gebietenden Festungs-Commandanten, der Trend geschworen hatte, daß es ihm nicht gelingen sollte, auch nur einen Versuch zur Flucht zu machen, und dem Trend darauf mit fröhlichem Lachen erwidert hatte: Ich werde keinen Versuch zur Flucht machen, sondern ich werde entfliehen, allen Wachen, allen Festungswällen und allen Commandanten zum Trotz. Riechen Sie denn nicht den Athem der Freiheit, der schon durch meinen Her-

ker weht, sehen Sie denn nicht, wie die Freiheit mit zauberhaftem Lächeln zu Häupten meines elenden Bettes steht, um mich Abends mit süßen Liedern einzusingen und Morgens mit mächtigen Posaunenklängen zu wecken? Oh, mein Herr Commandant, die Freiheit liebt mich, und bald wird sie mich wie eine Braut in ihre Arme nehmen und von hinnen führen!

Der Commandant hatte, wie gesagt, die Wachen verdoppeln lassen, und den Officieren bei strenger Strafe untersagt, mit Trend zu verkehren. Während sonst der Officier, welcher bei Trend die Wache hatte, ungehindert zu ihm eintreten, bei ihm bleiben und mit ihm essen durfte, war jetzt die Thür des armen Gefangenen für alle Officiere geschlossen, der Major hatte den Schlüssel zu dieser Thür, und durch das, in der Mitte derselben angebrachte Fenster wurde dem Gefangenen seine Nahrung gereicht.*) Aber dieses Fenster war jedenfalls groß genug, um dem wachthabenden Officier zu erlauben, durch dasselbe seinen Kopf zu stecken und mit dem gefangenen Lieutenant von Trend zu plaudern, und wenn der Major den Hauptschlüssel zu dieser Thür hatte, so besaßen die Officiere einen Nachschlüssel, vermöge dessen sie ungehindert jeden Abend zu ihrem Freunde gelangen konnten, um mit ihm einige Stunden der Unterhaltung hinzubringen, und mit lächelndem Staunen seinen Freiheitsplänen, seinen Zukunftsträumen zuzuhören.

Und nicht alle kamen zu ihm, um nur gleichgültige Dinge mit ihm zu sprechen, um nur sich von ihm erheitern zu lassen und seines frischen Lebensmuthes sich zu freuen. Einige kamen auch, weil sie ihn wahrhaft

*) Trend's Memoiren. Th. I. S. 91.

liebten, weil sie ihm beistehen wollten mit Rath und That! Einer kam auch, weil er seiner Geliebten, seiner Braut versprochen hatte, Friedrich von Trend zu befreien, es koste, was es wolle. Dieser Eine war der Lieutenant von Schell, der Verlobte des Hoffräuleins der Prinzessin.

Eines Tages war er, Dank dem Nachschlüssel der Officiere, in Trend's Zelle getreten, und hatte zu ihm gesagt: ich werde Ihnen helfen und beistehen bei Ihrer Befreiung, — mehr als das, ich werde mit Ihnen fliehen. Fouquet haßt mich, weil ich, wie er sagt, für einen Officier zu gelehrt bin, und nicht bloß den Militair- und Wachtdienst, sondern auch die Bücher und die Wissenschaften liebe. Er hat mich vielfach chicanirt, und ich habe deshalb schon zwei Mal um meinen Abschied gebeten. Man hat ihn mir zwei Mal verweigert und mir gedroht, mich in Festungsarrest zu schicken, wenn ich zum dritten Male meinen Abschied verlangen sollte. Ich bin also, gleich Ihnen, nicht frei, zu thun was ich möchte, und deshalb will ich, gleich Ihnen, entfliehen. Treffen wir also unsere Vorkehrungen, machen wir unsere Pläne.

Ja, machen wir unsere Pläne, sagte Trend mit freudestrahlendem Angesicht, den so schnell gefundenen Freund umarmend. Oh, jetzt werden wir unüberwindlich sein, denn wir werden wie Briareos hundert Arme und hundert Köpfe haben! Wenn zwei starke, jugendkräftige Männer ihren Willen zu Einem vereinigen, dann kann nichts ihnen widerstehen, nichts sie aufhalten! Machen wir also unsere Pläne!

Und sie hatten ihre Pläne gemacht, und diese Pläne waren bald reif zur Ausführung. Am letzten Tage des Jahres, wenn Lieutenant von Schell wieder die Wache bei Trend hatte, dann sollte es geschehen, dann

wollten sie entfliehen, die mondscheinlose Nacht sollte sie schützen, Pferde sollten bereit stehen, mit Geld wollte man die Wachen zu bestechen versuchen, und für Diejenigen, welche sich nicht bestechen ließen, wollte man die geladenen Pistolen bereit halten, welche man schon in Trend's Zelle eingeschmuggelt und dort unter der Asche des Kamins versteckt hatte.

So unter diesen Vorbereitungen und Plänen war der Vorabend des Weihnachtsfestes herangekommen, ein Tag des Festes für Jedermann, selbst für die Officiere der Citabelle, welche heute, mit Ausnahme der Wachhabenden, beim Commandanten zu Tische geladen waren, ein Tag des Festes für Jedermann, außer für den armen Gefangenen, der da traurig und in sich gekehrt in seiner Zelle saß und mit wehmuthsvoller Trauer sich der Tage seiner Kindheit erinnerte, wo der „heilige Abend“ für ihn wie das goldene Buch der Verheißungen gewesen, wie das glänzende und freigebige Füllhorn des Glückes und der Freude.

Plötzlich ward die Thür seiner Zelle hastig aufgerissen und der Lieutenant von Schell stürzte herein.

Bruder, wir sind verrathen! sagte er athemlos. Man hat unsere Pläne zur Flucht entdeckt, der Adjutant des Commandanten hat mir so eben heimlich zugeflüstert, daß er beim Ablösen der Wache mich arretiren soll. Du siehst also, daß der Commandant unsere Pläne kennt. Wir sind verloren, wenn wir nicht einen raschen, energischen Entschluß fassen!

Wir werden fliehen, bevor er Dich arretiren läßt, rief Trend mit freudigem Lächeln.

Wenn Du so denkst, dann ist Alles gut, sagte Schell, indem er einen Säbel unter seinem Rock hervorzog und ihn Trend darreichte. Schwöre mir auf diese Waffe, daß Du, was auch geschehen möge, mich

nicht lebendig willst in die Hände meiner Feinde fallen lassen!

Ich schwöre Dir das, so wahr mir Gott helfe! Schwöre Du mir ein Gleiches!

Ich schwöre es Dir! Setz, mein Freund, einen letzten Händedruck, und nun vorwärts, und möge Gott uns beistehen. Verbirg den Säbel unter Deinem Rock, und nun komm! Laß uns eine gleichgültige Miene annehmen! Komm!

Arm in Arm traten die jungen Männer aus der Gefängnißthür. Sie schienen vollkommen ruhig und heiter, nur hatten sie Jeder eine Hand in den Busen gesteckt, und diese Hand hielt ein geladenes Pistol.

Die Wache salutirte vor dem wachthabenden Officier, der in voller Uniform, mit der Schärpe und dem Ringtragen, an ihr vorüberging, und im Vorbeigehen ganz ruhig sagte: Ich führe den Arrestanten in die Officiersstube. Bleib' hier stehen, wir kehren bald zurück.

Mit ruhigem, langsamem Schritt gingen sie den Corridor entlang. Jetzt standen sie vor der Officiersstube, jetzt hatten sie die Thür geöffnet. Die Wache ging ruhig und nichts ahnend in ihrem gleichmäßigen Tact vor der geöffneten Zelle Trend's auf und ab. Die Thür schließt sich hinter ihnen. Der erste Schritt zur Freiheit ist gethan!

Jetzt vorwärts, rasch hinaus dort durch jene Seitenthür, sie führt nach außen, an dem Zeughause vorbei gelangt man dann an die äußersten Außenwerke. Da überspringen wir die Pallisaden, und wehe dem Hinderniß, das sich uns in den Weg stellen will! Vorwärts! Vorwärts!

Mit rasender Eile geht es vorwärts. Schon haben sie die Außenwerke erreicht, schon scheint sie die Frei-

heit mit goldenem Lächeln zu grüßen, da, bei einer Biegung des Weges, stehen sie plötzlich vor dem Major und seinem Adjutanten.

Ein Ausruf des Entsetzens tönt von Schell's Lippen, dann, mit einem kühnen Sprung, schwingt er sich empor auf die Brustwehr, und stürzt sich vom Wall hinunter. Und mit einem Jubelruf stürzt Trend sich ihm nach. Seine Seele ist voll Entzücken und Wonne. Die Bande sind gesprengt, und was er da unten findet, das wird entweder die Freiheit des Todes oder die Freiheit des Lebens sein!

Er lebt! Er dehnt sich und streckt die Glieder nach dem gewaltigen Sprung in die Tiefe. Er ist nicht verletzt und sein Körper erholt sich schnell von der mächtigen Erschütterung. Wo ist aber der Freund, wo ist Schell? Dort, dort liegt er am Boden, mit verstauchtem Fuß, unfähig aufzustehen und weiter zu gehen.

Freund, gedenke Deines Schwurs und tödte mich! Ich kann nicht weiter. Hier ist mein Schwert, stoße es mir in die Brust, und dann eile weiter, Dich zu retten!

Aber Trend lacht und nimmt ihn empor in seine Arme, so liebevoll und zärtlich wie eine Mutter, und trägt ihn über die Pallisaden.

Nun schwing Dich auf meinen Rücken, Freund, nun lege Deine Arme um meinen Hals und klammere Dich ganz fest an. Setzt vorwärts, und mögen die Hirsche und das Rennthier unsere Nebenbuhler sein!

Trend, Trend, laß mich hier und tödte mich! Dann eile weiter! Du kannst nicht schnell genug laufen mit dieser Last auf dem Rücken.

Du bist leicht wie eine Feder, und ehe ich Dich verlasse, sterbe ich mit Dir!

Vorwärts, vorwärts geht es in rasendem Lauf. Die Sonne geht unter. Wie ein blutigrother Ballon fällt ihre Kugel in diesen feuchten dichten Nebel hinab, der sich plötzlich auf die Erde herabsenkt.

Trenck, Trenck, hörst Du nicht, wie dort die Pärkanonen von der Citadelle herabdonnern? Unsere Verfolger sind hinter uns!

Ich höre die Kanonen, Freund, feuchte Trenck, immer vorwärts rennend. Wir haben also eine halbe Stunde vor unsern Verfolgern voraus.

Eine halbe Stunde genügt nicht! Keiner ist noch von Glaz entkommen, der nicht zwei Stunden vor seinen Verfolgern voraus hatte. Trenck, laß mich hier und rette Dich!

Ich lasse Dich nicht oder ich sterbe mit Dir! Laß uns nur einen Augenblick ruhen und Athem schöpfen.

Sanft und vorsichtig läßt er den Freund zur Erde gleiten. Schell unterdrückt sein Schmerzenswimmern, wie Trenck sein athemloses Keuchen. Sie ruhen und horchen. Der weiße, feuchte Nebel senkt sich immer dichter auf sie herab, schon ist es unmöglich die Citadelle und die Stadt zu erkennen.

Gott ist mit uns, sagt Trenck, er hüllt uns in einen Schleier, um uns unsern Feinden zu verbergen.

Schell schüttelt seufzend sein Haupt. Gott ist wider uns, denn unsere Flucht ist zu schnell verrathen, schon ist der Grenz-Cordon allarmirt, höre nur das Läuten auf allen Dörfern. Die drei Schüsse von der Citadelle haben ihnen angezeigt, daß ein Gefangener entsprungen, die zum Nachsetzen für jeden Tag commandirten Officiere sprengen jetzt schon zu allen Posten, und visitiren, ob die Bauern ihre Schuldigkeit thun und alle Posten richtig besetzt haben. Der ganze Grenz-Cordon ist allarmirt, und die Husaren sprengen

von Ort zu Ort und bringen die ganze böhmische Grenze entlang unser Signalement. Es ist zu spät, wir können die böhmische Grenze nicht mehr erreichen.

So gehen wir also nicht dahin, wo der Grenz-Cordon uns erwartet, Freund, lacht Trend in übermüthiger Freiheitslust. Alles hat uns dem böhmischen Gebirge zulaufen sehen, dahin also durch Nacht und Nebel ziehen unsere Verfolger, uns zu suchen. Wir also ziehen durch Nacht und Nebel dorthin, wo sie uns nicht suchen. Wir gehen über die Meise. Siehst Du dort durch den Nebel schimmert sie wie ein Silberstreif uns entgegen. Schwinge Dich wieder auf meinen Rücken, Freund, wir müssen durch die Meise.

Ich kann nicht, Trend! Mein Fuß schmerzt fürchterlich. Ich kann nicht schwimmen.

Aber ich kann's, und ich kann's für uns Beide!

Er kniet nieder und ladet den Freund wieder auf seinen Rücken und rennt mit ihm der Meise zu. Jetzt stehen sie am Ufer. Traurig und düster dehnt sich der Fluß zu ihren Füßen, hier und dort einzelne kleine Eischollen vorübertreibend, und mit trübem Geplätscher die dünne Eisrinde, welche der Winter wie eine Haut über den Fluß ausgespannt, durchbrechend.

Ist der Fluß tief, Freund Schell?

Tief genug, um in seiner Mitte selbst einen Riesen, wie Du es bist, zu überdecken.

Vorwärts! Wenn ich nicht mehr gehen kann, so schwimme ich. Halte Dich fest!

Hinein geht's in das dunkle, eiskalte Wasser, rüstig wadet er vorwärts, den Freund auf dem Rücken. Immer höher umspült das eisige Wasser seine Gestalt. Jetzt hat es seine Schultern erreicht.

Klammere Dich fest an meinem Haar. Wir müssen schwimmen!

Und mit herkulischer Kraft durchheilt er das plätschernde Wasser und stößt die Eisstücke fort, die ihm entgegenkommen.

Da, da sind sie am andern Ufer, gerettet noch nicht, aber doch der augenblicklichen Gefahr entronnen. Jetzt deckt die Nacht ihre Flucht und die Verfolger suchen sie dort drüben am jenseitigen Ufer.

Aber plötzlich hebt sich der Nebel, ein rauher Wind macht die Feuchtigkeit erstarren, und groß und golden steigt der Mond am Himmel empor. Es ist eine kalte helle Decembernacht, welche die durchnässten Kleider der beiden Flüchtlinge erstarren macht, daß sie wie ein steifer Harnisch ihre Gestalt umgeben. Aber Trendl fühlt keine Kälte und keine Erstarrung. Er trägt den Freund auf seinen Schultern, das macht ihn warm, er eilt mit ihm vorwärts in hastigem Lauf, das schützt ihn vor der Erstarrung.

Vorwärts, immer vorwärts, dem Gebirge zu. Jetzt haben sie den ersten Hügel erreicht, hinter seinem schützenden Rücken sinken sie zusammen, um zu ruhen und Rath zu halten.

Trendl, ich leide fürchterlich, ächzt Schell, laß mich hier und rette Dich! Noch einige Stunden und Du wirst die böhmische Grenze erreicht haben. Verlaß mich also und geh'!

Ich verlasse niemals den Freund in der Noth, komm, ich bin gestärkt genug.

Er nimmt ihn wieder auf seinen Arm, und trägt ihn weiter. Der Mond verhüllt sich hinter Wolken, scharf und schneidend heult der Wind durch das Gebirge. Keuchend wadet Trendl durch den Schnee, kaum im Stande noch sich aufrecht zu halten. Aber die

Hoffnung giebt ihm Kraft und Muth. Er ist so lange gewandert, die böhmische Grenze muß also bald erreicht sein.

Der Tag bricht an, die bleichen Strahlen der Decembersonne durchbrechen den kalten weißen Morgen-
nebel.

Die Freunde, hingelagert auf dem Schnee, ausruhend vom langen, mühsamen Wandern, schauen sich um, hoffnungsvoll spähend nach der nahen böhmischen Grenze.

Großer Gott, was ist das? Sind das nicht die Thürme von Glaz? Und dort drüben dieses dunkle finstere Gespenst, das sich drohend am Horizont emporhebt, ist das nicht die Citadelle?

Ja, sie ist es! Die armen Flüchtlinge sind die ganze Nacht umhergeirrt, planlos und ohne Halt. Sie haben sich im Kreise umherbewegt, und sind jetzt fast wieder da angelangt, von wo sie ausgingen.

Wir sind verloren, murmelt Schell, jetzt giebt es keine Hoffnung mehr!

Nein, wir sind nicht verloren, jubelt Trenck, denn wir haben noch unsere gesunden Arme und unsere Waffen. Lebend werden sie uns nicht einfangen.

Aber entgehen können wir ihnen nicht mehr. Unsere abenteuerliche Erscheinung schon verräth uns Jedermann. Ich in voller Uniform, mit Schärpe und Ringtragen, Du in Deinem rothen Garde du Corps-Rock, wir Beide ohne Hut. Jedermann wird uns als Deserteurs erkennen.

Aber wehe Jedem, der es uns sagt, denn wir werden ihn tödten und über seine Leiche weiter eilen. Jetzt gilt es einen verzweifelten Entschluß zu fassen! Es giebt für uns kein Rückwärts, sondern nur ein Vorwärts! Laß uns also ein Mittel ersinnen, mitten

durch unsere Feinde hindurch die böhmische Grenze zu gewinnen. Du kennst die Wege und die ganze Gegend, komm, Freund Schell, laß uns Kriegsrath halten. Dort jenes Dorf müssen wir passiren. Wie fangen wir's an, unangefochten da hindurch zu kommen? —

Eine halbe Stunde später näherte sich den letzten, abseits gelegenen Häusern des Dorfes eine seltsame Gruppe. Es war ein blutender, schwer verwundeter Officier von den preußischen Gardes du Corps, dessen Gesicht mit Blut bedeckt, um dessen Stirn ein blutbeflecktes Tuch gewunden war, dessen Hände auf dem Rücken zusammen gebunden waren. Hinter ihm her hinkte ein Officier in vollem Paradeanzug, nur daß ihm der Federhut fehlte. Mit Scheltworten trieb er den armen gefesselten Gefangenen vor sich her, und rief laut um Hülfe.

Sofort stürzten aus den beiden Hütten zwei Bauersleute hervor. Laßt in's Dorf, schrie der Officier, der Richter soll sofort einen Wagen anspannen, damit ich den Deserteur darauf laden kann. Ich habe ihn eingeholt, aber er hat mir mein Pferd unter'm Leibe erschossen und ich habe mir beim Fallen ein Bein verstaucht. Aber ihr seht wohl, daß ich ihn gut zusammengewunden habe. Er ist dem Tode nahe, laßt also und holt einen Wagen, damit ich ihn noch lebendig in die Festung bringen kann.

Ich laufe schon, sagte einer der Bauern, der andere winkte ihnen, ihm zu folgen, und trat in seine Hütte zurück. Taumelnd und einzelne dumpfe Wehe-laute ausstößend folgte ihm der Verwundete, fluchend und scheltend hinkte der Officier, auf einen Stock gestützt hinterher. In dem Zimmer angelangt, sank der Verwundete laut ächzend zur Erde, und sofort eilte

ein junges Mädchen herbei, sein verwundetes Haupt in ihre Arme zu nehmen, während die alte Frau, welche dort am Heerd gestanden, mit einer Schale warmer Milch herbeikam, den Verwundeten damit zu laben.

Der alte Bauer stand am Fenster und schaute mit einem eigenthümlichen Lächeln auf den Officier hin, der sich auf die Bank am Ofen gesetzt hatte und mit großem Behagen die Milch trank, welche die Alte ihm dargereicht hatte.

Plötzlich durchschritt der Bauer das Gemach, und sich dicht vor den Officier hinstellend, legte er seine Hand auf dessen Schulter. Verstellen Sie Sich nicht mehr, Herr Lieutenant von Schell, sagte er. Ich kenne Sie, mein Sohn hat in Ihrer Compagnie gedient. Gestern Abend war auch ein Officier hier und hat uns das Signalement der beiden Deserteurs gebracht. Sie sind der Eine und das da ist der Andere, denn das ist Herr von Trend.

Und wie von einem Zauberschlage getroffen schnellte der schwer Verwundete jetzt empor. Sein Name hatte ihn gesund gemacht und die Wunden auf seiner Stirn geheilt. Er warf das Tuch von sich und stürmte hinaus, während Schell mit Bitten und Drohungen den Bauer zurückhielt und ihn beschwor, ihnen den nächsten Weg zur böhmischen Grenze zu zeigen.

Trend aber eilte hinaus in den Stall, wo die Pferde des Bauern an der Krippe standen. Hinter ihm kam das junge Mädchen, das sich ihm vorher so hülfreich erwiesen.

Was wollt Ihr thun, Herr? fragte sie angstvoll, als Trend mit geschäftiger Eile die Pferde losband. Ihr wollt meinem Vater doch nicht seine Pferde nehmen? Wenn Ihr das thut, so schreie ich um Hülfe.

Und wenn Du das thust, sagte Trend mit flammenden Augen, so ermorde ich Dich und hinterher mich selber, denn ich hab's geschworen, daß ich nicht lebendig wieder in die Festung zurück will. Habe also Mitleid, schönes Kind, Deine Augen sind so gut und schön und verrathen Dein gutes Herz. Stehe mir bei, denke, wie schön und prächtig das Leben und die Welt ist, und daß man mir das Alles nehmen will, um mich wie ein wildes Thier in eine Zelle einzusperrn. Hilf mir, daß ich frei werde!

Was kann ich Euch denn helfen? fragte Mariandel, gerührt von des Jünglings schönem, flehenden Angesicht.

Gieb mir das Sattelzeug und den Zaum zu den Pferden, damit wir entfliehen können. Ich schwöre Dir bei Gott und meiner Geliebten, daß Ihr Alles wieder erhalten sollt!

Ihr habt also eine Geliebte, Herr?

Ich habe eine Geliebte und sie weint um mich.

Ich werde Euch das Sattelzeug geben, zum Andenken an meinen Geliebten, der auch fern von mir ist. Kommt, hier hängt es in der Kammer, nun rasch, sattelt Ihr den Schimmel, ich werde den Braunen satteln.

Die Pferde sind gesattelt. Nun lebe wohl, Mariandel! Einen Kuß zum Abschied, lebe wohl, Du herziges Kind! Schell, Schell, jetzt heraus und zu Pferde!

Da stürmt der Schell hervor aus der Hütte, der Bauersmann hinter ihm her. Mit Entsetzen sieht er seine beiden gesattelten Pferde, sieht, wie Schell trotz des schmerzenden Fußes sich auf den Braunen schwingt, während Trend mit freudestrahlendem Antlitz schon auf dem Schimmel sitzt.

Herr Gott, Ihr wollt mir doch meine Pferde nicht stehlen? Hilfe, Hilfe!

Aber Mariandel legt ihre Hand auf ihres Vaters zu neuem Hülfseruf geöffneter Mund.

Vater, er hat eine Geliebte und sie weint um ihn. Denk an den Joseph und laß sie fort.

Dahin sprengen sie auf den holprichten Pferden, ihr Haar flattert im Winde, ihre Wangen glühen vor Aufregung und Erwartung. Schon liegt das Dorf weit hinter ihnen. Vorwärts jetzt über die Ebene, über die Wiesen, über das Stoppelfeld.

Schell, Schell, da kommen Häuser, da erheben sich Thürme. Schell, da liegt eine Stadt!

Das ist Wünschelburg, und wir müssen hindurch, denn das ist der nächste Weg zur böhmischen Grenze.

Es lagert Militair dort, aber wir müssen doch hindurch!

Das ist ein köstlicher Spaß, mitten durch die Reihen unserer Feinde wollen wir reiten, und vor Erstaunen über solche Reckheit werden sie uns ziehen lassen. Hei, da sind wir am Thor! Die Glocken läuten zur Kirche. Nur vorwärts, mein Schimmel, nun mußt Du fliegen, fliegen, als ob Du Flügel hättest!

Hussa, wie die Funken sprühen, wie die Pferde mit ihren Hufen das Pflaster schlagen, wie die geputzten Kirchengängerinnen, welche so ehrbar die Straße daher kamen, schreiend zur Seite stieben, wie die Husaren, die da müßig und nichts Schlimmes ahnend an den Hausthüren stehen, entsetzt die Augen aufreißen, und diesen beiden Reitern nachstarren, die wie der Sturmwind an ihnen vorüberbrausen.

Jetzt haben sie das Thor erreicht, jetzt liegt die Stadt hinter ihnen. Weiter, weiter geht es in rasendem Lauf. Die Pferde keuchen und ihre Kniee sinken

ein. Aber die Reiter reißen sie mit machtvollem Arm wieder empor, sie bohren ihnen die Kniee in die fliegenden Weichen, daß die Thiere mächtig sich bäumen und weiter rennen.

Weiter, weiter! Aber was ist das? Wer kommt da herangesprengt mit verhängtem Zügel? Ihnen entgegen, gerade auf sie zu?

Schell, erkennst Du ihn nicht? Das ist ja der Hauptmann von Zerbst!

Ja, es ist der Hauptmann von Zerbst, der mit seinen Husaren ausgesandt ist, die Flüchtlinge zu verfolgen. Aber er ist allein, und seine Husaren sehen ihn nicht.

Er reitet gerade auf die beiden Reiter zu, und als er nahe genug ist, um von ihnen gehört zu werden, da ruft er: Brüder, eilt Euch, daß Ihr weiter links gegen das dort liegende einzelne Haus kommt, dort ist die Grenze, meine Husaren sind eben rechts geritten. *)

Er wendet sein Roß und sprengt von dannen. Nach links hin sprengen die Reiter. Vorüber jetzt an dem einzelnen Hause, vorüber an diesen weiß über-
tlichten Steinen, weiter noch eine kleine Strecke.

Oh, Freund, jetzt laß unsere Pferde verschmausen, jetzt laß uns ausruhen und Gott danken, denn wir sind gerettet! Wir haben die Grenze passiert!

Wir sind frei, frei! schreit Trend mit einem solchen lauten Jubelruf, daß davon das Echo im Gebirge wach gerufen wird, und schallend wiedertönt: Frei! Frei!

*) Trend's Memoiren. Th. I. S. 96.

XIV.

Ich will!

Die Tage des Glückes und der Freude rauschen vorüber mit geflügelten Sohlen, und im Genuß des befriedigten Daseins schwinden die Jahre wie ein Gedanke. König Friedrich ist glücklich und befriedigt gewesen, er hat es daher nicht beachtet, daß er schon mehr als zwei Jahre des Glückes, des Friedens, der Ruhe und der Freude genossen hat. Zwei Jahre, in denen er das Schwert bei Seite legen durfte und ruhen auf seinen Lorbeeren, um die Gegenwart zu genießen, welche ihm statt der Lorbeeren duftige Rosen und blühende Myrthenzweige gab. Zwei Jahre des Glückes, das ist viel für jeden Sterblichen, es ist fast ein Wunder, wenn sie sich im Leben eines Königs finden. Aber vom Glück läßt sich wenig erzählen, und die wahre Liebe ist schweigsam und hüllt sich in heilige Stille, und schreit ihre Freuden nicht aus in die laute, profane Welt, sie verbirgt sich gern unter den Schleiern der Einsamkeit und der sternensunkelnden Nacht. — Versuchen wir es also nicht, diesen Schleier zu lüften und das Geheimniß von dem Glücke des Königs zu enthüllen. Lassen wir diese zwei Jahre still und unberührt ruhen unter den Rosenkränzen und blühenden Myrthen, fragen wir nicht nach ihren Einzelheiten, ihren Mysterien und Wundern. Wenn die Sonne am hellsten und leuchtendsten strahlt, wendet man das Auge weg, weil es geblendet wird von dem göttlichen Glanze, aber wenn Wolken sie umhüllen

und ihr Leuchten säntigen, dann schaut man empor zu der Sonne, und wär's auch nur, um den Grund ihrer Verdüsterung zu erspähen.

Und die Sonne des Königs ist nicht mehr leuchtend und hell. Es ziehen schon Wolken darüber hin, die sie verdüstern. Ein Schatten davon fällt auf das schöne, jugendliche Antlitz des Königs, und dämpft die Flammenblitze seiner wunderbaren, unergründlichen Augen, und legt sich wie ein Trauerflor über sein Herz, daß es nicht mehr so freudig hüpfen und pochen kann.

Was war es, was die Stirn des Königs verdüsterte und ihn heute so ruhelos und freudlos umhertrieb?

Der König wußte es selber nicht oder er wollte es nicht wissen! Es lag wie ein Alp auf seiner Brust und drückte jede Freudigkeit und sogar jede Thatkraft nieder.

Er hatte versucht sich durch Arbeit zu zerstreuen, und hatte daher in der Frühe des Morgens schon seine Minister zu einem Conseil zusammenberufen, aber sein Geist war nicht bei den Verhandlungen gewesen, zerstreut hatte er den Vorträgen zugehört, und was ihm sonst wichtig gewesen, war ihm heute ganz gleichgültig erschienen. Sich selber mißtrauend, hatte er daher früher als sonst die Sitzung aufgehoben, ohne über die vorliegenden Geschäfte irgend eine Entscheidung zu fällen. Dann, nach beendigtem Conseil, waren seine Cabinetssecretaire mit den Briefen gekommen. Der König hatte, wie er das immer zu thun pflegte, alle die Briefe und Bittschriften selbst gelesen, welche im Laufe des gestrigen Tages für ihn eingegangen waren, nur hatte er ihren Inhalt schnell wieder vergessen und er mußte jeden Brief noch einmal über-

fliegen, um den Secretairen die nöthigen Notizen zur Beantwortung an den Rand zu schreiben. Während die Cabinetssecretaire dann sich in ihr Bureau zurückzogen, um nach den Notizen des Königs die Briefe zu beantworten, hatte der König sich den gewohnten Studien und Beschäftigungen seines Vormittags zugewandt, und damit begonnen, an seinem noch immer nicht ganz vollendeten Werk: „L'histoire de mon temps“ zu schreiben. Bald aber hatte er sich selber überrascht, daß er, statt zu schreiben, auf das Papier hinstarrte, ohne Gedanken, verloren in starres Hinbrüten und müßige Träume. Dann hatte er die Feder bei Seite geworfen, um eins seiner Lieblingsbücher zur Hand zu nehmen, und seinen Geist zu versenken in die ewig jungen, ewig frischen Schönheiten der Dichtung. Aber auch das hatte ihm nicht gelingen wollen, selbst seine Lieblinge ließen ihn heute kalt, und Worte und Schilderungen, die ihn sonst entzückten, schienen ihm heute trivial und abgeblaßt.

In einer Art Verzweiflung warf der König das Buch bei Seite und rannte in wildem Ungestüm im Zimmer auf und ab. Was ist das mit mir? fragte er mit zuckender Lippe sich selber. Bin ich denn verwandelt und ausgetauscht? Bin ich nicht mehr Ich Selbst? Hat irgend eine böse Fee mich verhext und meine Seele gebannt mit einem Zauberspruch? Ich mag nicht arbeiten, ich mag nicht denken, und um meine Ruhe und meine Freudigkeit ist es geschehen! Was bedeutet denn dieses Alles, und warum —

Er vollendete seinen Satz nicht, sondern blieb stehen und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Thür hin. Er hatte draußen den Ton einer Stimme vernommen, welche sein Herz beben und seine Augen höher aufleuchten machte.

Melden Sie Seiner Majestät, daß ich da bin und dringend um eine Audienz bitte, sagte diese Stimme.

Seine Majestät haben befohlen, daß heute Niemand gemeldet werde, erwiderte die Stimme des diensthabenden Kammerherrn.

Melden Sie mich dennoch, rief die andere fast gebieterisch.

Das ist unmöglich!

Der König hatte genug gehört. Er schritt hastig nach der Thür und öffnete sie ungestüm.

Signora, ich bin bereit, Sie zu empfangen, sagte der König, haben Sie die Güte einzutreten.

Und indem er so sprach, trat er in den Vorsaal hinaus und reichte der Signora Barberina die Hand, um sie in sein Kabinet zu führen.

Barberina begrüßte ihn mit einem süßen Lächeln und schritt mit einem Blick des Triumphes an dem Kammerherrn vorüber, der es gewagt hatte, sich ihr widersetzen zu wollen.

Der König führte sie schweigend in sein Boudoir, und winkte ihr, auf dem Divan Platz zu nehmen. Aber Barberina blieb stehen und heftete ihre großen brennenden Augen auf das Angesicht des Königs.

Ich sehe da eine Wolke, Sire, fragte sie mit ihrem lieblichsten, einschmeichelndsten Tone. Welch ein lästiges Insect hat es gewagt, das Haupt meines Löwen zu belästigen? Oder war's kein Insect, Sire, war's —

Nein, unterbrach sie der König, es war ein Engel oder ein Teufel, der mich gequält und die Ruhe aus meinem Herzen und aus meinem Kopfe genommen hat. Sagen Sie mir doch, Barberina, was sind Sie eigentlich? Sind Sie ein Dämon, der gekommen ist, mich zu martern, oder sind Sie ein Engel, der mir die Träume von Glück und Liebe zur Wahrheit machen

will? Es giebt Stunden, in denen ich das Letztere meine, in denen Ihr Anblick meine Seele wie mit goldenen Schwingen emporträgt, und in denen ich sage: ich bin nicht bloß ein König, sondern ein Gott, denn ich habe einen Engel an meiner Seite! — Aber wieder in anderen Stunden nenne ich Sie meinen bösen Dämon, und ich meine in Ihren Augen dann diesen Haß ausblitzen zu sehen, den Sie mir in der ersten Stunde unseres Begegnens geschworen haben.

Oh, Euere Majestät haben also immer noch nicht vergessen? fragte Barberina mit zärtlichem Vorwurf.

Sie sorgen wohl dafür, daß ich das nicht vergessen kann. „Vom Haß bis zur Liebe ist nur ein kleiner Schritt“, sagten Sie mir einst. Wenn Sie wirklich den Schritt einst vorwärts gethan, wer bürgt mir dafür, daß Sie ihn nicht auch eines Tages zurück thun werden?

Wer Ihnen dafür bürgt? fragte sie mit einem unbeschreiblichen Liebreiz, indem sie mit ihrem rosigen Finger auf den König hindentete. Dafür bürgt Ihnen dieses Götterangesicht, Sire, dafür bürgen Ihnen diese Augen, welche von Zeus ihre Blitze und von der Sonne ihren Glanz entlehnt haben, dafür bürgt Ihnen diese Stirn, auf welcher die Erhabenheit und die Weisheit thront, die doch überstrahlt wird von dem wundervollen jugendlichen Lächeln Ihres Mundes. Ich sage nicht, Sire, daß auch Ihr Königthum Ihnen eine Bürgschaft dafür sein soll. Was kümmert es mich, daß Sie ein König sind. Sie sind ein Gott, ein Held und ein Mann, und wären Sie mir begegnet als ein Hirte auf den Feldern, so würde ich gesagt haben: „da wandelt ein verkleideter Gott! Die Mythe ist Wahrheit geworden, denn das ist Apoll, der aus Laune sich in einen Hirten verwandelt hat.

Apostel, ich bete Dich an, laß einen Strahl Deiner himmlischen Augen auf mein Antlitz fallen!"

Sie neigte sich auf ihre Kniee nieder, und die ineinander gefalteten Hände flehend zu dem König erhebend, blickte sie mit einem strahlenden Lächeln zu ihm auf.

Der König hob sie empor, und sie in seinen Armen haltend, nahm er ihr Haupt in seine Hände und neigte es rückwärts, um es anzuschauen.

Oh, Barberina, sagte er fast schwermüthig, heute sind Sie ein Engel, warum waren Sie gestern ein Dämon? Warum haben Sie mich so gemartert und gequält mit Ihren Launen und Ihrem kindischen Schmollen? Warum ist Ihr Herz, welches so glühend sein kann, zuweilen so eiskalt und mitleidslos? Kind, Kind, wissen Sie denn nicht, daß meine Seele wund ist von vielen Schmerzen, und daß daher jedes rauhe Wort und jeder böse Blick sie trifft wie mit ätzendem Gift? Ich hatte diesen gestrigen Abend bei Rothenburg mit so viel Freude, so viel Sehnsucht erwartet, ich hatte ihn mir verdient mit schwerer Arbeit und langweiligem Tagewerk, und Sie haben ihn mir vergiftet mit Ihren trüben Mienen und Ihrem grollenden Schweigen, Sie haben gemacht, daß ich traurig und verstimmt nach Hause zurückkehrte, und statt zu schlafen, vergeblich mich bemühte, den Grund Ihrer Traurigkeit zu erforschen, und daß ich, statt heute Morgen zu arbeiten, gedankenlos und kraftlos mich mit meinem Mißmuth umhergetrieben, und meinem Volke und meinem Königthum die Stunden geraubt habe, welche ihm gehören. Was war's denn, Barberina, was Ihre Stirn mit so häßlichen Wolken verhüllte und Ihrer Stimme einen so harten, abstoßenden Nebenklang gab?

Was es war? fragte Barberina, mit einem tränknerischen Ausdruck ihr Haupt zurücklehrend und mit halbgeschlossenen Augen sich in den Armen des Königs schaukelnd. Es war der Ehrgeiz, welcher mich quälte. Aber ich that Unrecht, Ihnen das zu verbergen, und statt offen und unverhüllt Ihnen meinen Kummer zu gestehen, denselben nur durch meine Verdrießlichkeit und mein Schmollen errathen zu lassen. Ich hätte wissen sollen, daß es nur einer Bitte von mir bedurfte, um von dem edlen und großmüthigen Herzen meines Königs sofort verstanden zu werden, ich hätte wissen können, daß der Mann, welcher auf dem Felde der Ehre wie auf dem Felde der Wissenschaft sich Lorbeeren erworben hat, sehr wohl diesen edlen Durst einer Künstlernatur zu würdigen weiß, diesen Durst nach Ehre und Ruhm, diesen glühenden, verzehrenden Haß gegen Diejenigen, welche unsern Ruhm schmälern, unsere Ehre mit uns theilen wollen!

Eifersüchtig also, Sie sind eifersüchtig auf irgend eine andere Künstlerin, murmelte der König, indem er die Barberina aus seinen Armen ließ.

Ja, Sire, ich bin eifersüchtig auf Ihr Lächeln, Ihren Beifall, auf das Anschauen des Publikums, auf die Bravi, die wie ein goldener Regen über mich allein ausgeschüttet wurden und welche jetzt eine Andere mit mir theilen will. Aber ich hätte die Verpflichtung gehabt, das sogleich einzugestehen, und daß ich's nicht gethan, das ist ein Unrecht, das ich meinem König heute in aller Demuth abzubitten komme, und für das ich mir Ihre Verzeihung erflehe.

Und auf wen sind Sie eifersüchtig? fragte der König.

Sie warf ihr Haupt stolz empor, ein glühendes Roth brannte auf ihren Wangen und ihre Augen

schossen Blitze. Warum hat man diese Marianne Cochois engagirt? fragte sie heftig. Warum hat der Baron von Sweerts mir diese Beleidigung, ja, ich darf sagen diese Beschimpfung, zugesügt? Eine andere Künstlerin neben mir engagiren, heißt das nicht, der Welt sagen, daß die Barberina nicht genügt, daß die Barberina nicht mehr die Kraft besaß, das Publikum ganz allein zu entzücken, daß Barberina's Triumphe erblaffen und ihre Kunst gealtert ist? Oh, oh, dieser Gedanke könnte mich wahnsinnig machen! Barberina nicht mehr die erste Tänzerin der Welt! Wo sie tanzt, wagt man noch eine andere Tänzerin zu engagiren, und dieser, nicht der Barberina, eine Hauptrolle in einem neuen, prachtvollen Ballet zu ertheilen. Nicht der Barberina! Und sie lebt, und sie ist nicht todt niedergestürzt, als man ihr das anzuzeigen wagte, und sie hat Diejenigen nicht ermordet, welche ihr diesen Schimpf angethan haben!

Thränen entstürzten ihren Augen, und laut schluchzend verbarg sie ihr Antlitz in ihren Händen.

Der König betrachtete sie mit Blicken voll unendlicher Trauer und ein wehmuthsvolles Lächeln umspielte seine Lippen. Sie gleichen sich also Alle, Alle, sagte er bitter, und die größte Künstlerin ist darin so engherzig und klein, wie die unbedeutendste. Schwach sind sie und eitel, neidisch und voll kleinlicher Mißgunst. Und zu denken, daß eine Barberina davon keine Ausnahme macht, zu denken, daß Barberina weint, weil Marianne Cochois und nicht sie die Hauptrolle in dem neuen Ballet, in den feste galanti, geben soll.

Sie soll's nicht, sie darf's nicht, rief Barberina, ihr Haupt wieder erhebend. Ich will diese Demüthigung nicht ertragen, ich will nicht vor ganz Berlin

beschimpft und entehrt werden, ich will nicht demüthig und unbemerkt in irgend einer Loge sitzen, während man einer andern Künstlerin zujauchzt, und ihr diese Bravi darbringt, welche mir, ganz allein mir gehören. Oh, Sire, befehlen Sie, daß diese Beleidigung wieder gut gemacht werde, befehlen Sie, daß man mir gebe, was mir gehört, diese Rolle, welche mein heiliges Eigenthum, das unveräußerliche Besizthum meines Ruhmes ist. Ich flehe Sie an, zu befehlen, daß man sogleich dieser Demoiselle Cochois die Rolle wieder abnehme und sie mir gebe.

Das ist unmöglich, Barberina. Die Cochois muß ihr glänzendes Debüt haben dürfen, wie jede andere Künstlerin, und wenn daher der Sweerts ihr diese Rolle in den feste galanti gegeben hat, so kann ich ihn deshalb nicht tadeln.

Sire, hören Sie wohl, ich bitte Sie darum, und nicht wahr, Sie müssen mir das Zeugniß geben, daß Barberina Ihre Großmuth und Freigebigkeit niemals auf die Probe gestellt, daß sie niemals dem Egoismus und der ecklen Habgier gehuldigt hat. Ich wollte von meinem König nichts als sein Herz, nichts als das Glück zu seinen Füßen zu ruhen und unter den Sonnenstrahlen seiner Augen mein ganzes Wesen aufgehen zu lassen in Gluth und Wonne. Oh, Sire, Sie haben oft geklagt, daß ich niemals einen Wunsch, ein Begehren kannte, daß ich keine Brillanten, keine Perlen von Ihnen annehmen wollte, um nicht den leifesten Schatten des Egoismus auf meine Liebe fallen zu lassen. Nun denn, Sire, heute habe ich eine Bitte, heute will ich etwas von Ihnen begehren, das für mich kostbarer ist, als alle Perlen, das für mich glänzender strahlt, als alle Brillanten. Sire, geben Sie mir diese Rolle, das heißt, lassen Sie mich in dem

unbestrittenen Besitz meines Ruhms und meiner Künstlerlehre!

Sie neigte wieder ein Knie vor dem König, aber diesmal hob er sie nicht empor in seine Arme. Barberina, sagte er traurig, besinnen Sie sich doch. Werfen Sie doch diesen widerlichen Coulissenzorn, diesen kleinlichen Neid zu dem schillernden Theaterpomp, unter dem Sie alle Abend Ihre Schönheit verhüllen müssen. Sein Sie wieder Sie selbst, das edle, stolze, prächtige Weib, welches keines Glitters bedarf, um zu glänzen, und die immer eine Königin der Anmuth und Schönheit bleibt, wenn sie auch nicht in dem falschen, erborgten Purpur einer Theaterprinzessin einherstolzirt. Gönnen Sie doch der Cochois dies bischen Theaterherrlichkeit, da Sie auch außer der Bühne immer die Herrlichste, die Königin der Schönheit sind.

Barberina flog von ihren Knien empor und ihre Augen schossen Blitze. Sire, sagte sie, Sie verweigern mir meine Bitte, eine erste Bitte? Sie wollen nicht befehlen, daß man der Cochois diese Rolle abnehme und sie mir gebe?

Ich kann es nicht, denn es wäre eine Ungerechtigkeit!

Und somit sollte ich wirklich diese tödtliche Kränkung erdulden müssen, eine Andere in dieser Rolle auftreten zu sehen, welche mir gehört, eine Andere diese Triumphe genießen zu lassen, welche mein sind und mein bleiben sollen! das schwöre ich, so wahr ich Barberina heiße. Nein, ich will keine Nebenbuhlerin neben mir dulden, ich will nicht verdammt sein zu dem täglich sich erneuernden Wettstreit um den Rang einer ersten Künstlerin, ich will nicht, daß nur die Möglichkeit einer Gleichstellung zwischen mir und einer

andern Künstlerin gedacht werden könne. Ich will die Erste sein und bleiben, ja, ich will es!

Sie hatte sich stolz wie eine Königin aufgerichtet, und ihr flammensprühender Blick traf das Antlitz des Königs, aber er begegnete da einem eben so feurigen Blick, und wenn die Haltung der Barberina stolz und herrisch war, so war die des Königs von imponirender Majestät und Erhabenheit.

Wie? sagte er mit einem so drohenden, machtvollen Ton, daß Barberina trotz ihres Zorns und ihrer Gluth ihr Herz erbeben fühlte in Furcht und Schrecken. Wie? Es giebt also noch ein Wesen außer mir, welches hier sagen darf: ich will! Es ist also möglich, daß eine Stimme sich neben der meinen erhebt, welche sagt: ich will, wenn der König gesagt hat: ich will nicht!

Barberina erblaßte, und es schauderte ihr, denn das Antlitz des Königs hatte plötzlich einen Ausdruck angenommen, wie sie ihn nie gesehen. Es war hart und kalt, und eine schneidende Ironie sprach aus seinen Blicken, ein verächtliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

Gnade, Gnade, sagte sie bebend. Haben Sie Mitleid mit meiner Aufregung, vergessen Sie dieses unüberlegte Wort, welches der Zorn mich sprechen ließ. Oh, Sire, sehen Sie mich nicht mit diesen eiskalten Blicken an, wenn Sie nicht wollen, daß ich todt zu Ihren Füßen niedersinken soll. Oh, Sire, zerschmettern Sie mich nicht mit Ihrem Zorn, vergeben Sie mir!

Und ihr schönes Antlitz überströmte von Thränen, ihre Arme flehend nach ihm ausgestreckt, näherte sie sich dem König. Aber er, das Haupt stolz emporgehoben, trat einen Schritt zurück.

Signora Barberina, sagte er, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, aber ich kann Ihnen auch Ihre Bitte nicht erfüllen. Die Cochois behält ihre Rolle, und wenn Sie darüber Beschwerde zu führen haben, so wenden Sie sich mit Ihrer Klage an Ihren Chef, den Baron von Sweerts. Und somit, Signora, sage ich Ihnen Lebewohl! Die Audienz ist beendet.

Er neigte leicht das Haupt und wandte sich ab, um hinaus zu gehen. Barberina stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte hinter ihm her, und klammerte sich mit wildem Ungestüm an seinen Arm.

Sire, Sire, gehen Sie so nicht von mir, flehte sie athemlos, verlassen Sie mich nicht im Zorn. Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß ich leide, daß ich wahnsinnig werden muß, wenn Sie mich verlassen?

Und zu seinen Füßen niedergleitend, umklammerte sie mit ihren schönen Armen seine Kniee und schaute flehend zu ihm empor.

Oh, mein König und mein Herr, flüsterte sie, laß Deine Sclavin zu Deinen Füßen ruhen! Stoße mich nicht von Dir!

Der König erwiderte nichts. Er neigte sich ein wenig vorwärts und schaute nieder zu diesem bezauberten, schönen Weibe, das da zu seinen Füßen lag, und das ihm vielleicht niemals so anmuthig und reizend erschienen war, als in diesem Moment. Aber sein Angesicht war tief traurig und seine Augen, welche sonst so flammten und leuchteten, waren trübe und umschleiert. Eine Pause trat ein. Barberina, immer noch seine Kniee umfassend, schaute mit großen, thränenumdüsterten Augen zu ihm empor, der König, leicht vorwärts geneigt, betrachtete mit einem unaussprechlichen Ausdruck dies wundervolle Angesicht der Barberina. Seine ganze Seele lag in diesen Blicken,

die er auf sie heftete, eine Seele voll Trauer, voll Schmerz, voll Liebe und Entzücken. Jetzt begegneten sich ihre Blicke und wurzelten fest ineinander. Inmitten des tiefen Schweigens, welches sie Beide umgab, hörte man nichts als die bangen, gepreßten Seufzer der Barberina. Sie war sich der Bedeutung dieses Moments sehr wohl bewußt, sie fühlte es über ihren Häuptern wie das Rauschen des Schicksals, das sie anschaute mit seinen drohenden und unheilvollen Blicken.

Plötzlich richtete der König sich stolz empor, und seine Stimme, welche die feierliche Stille jetzt unterbrach, klang der Barberina ganz fremd, sie war rau und hart.

Leben Sie wohl, Signora Barberina, sagte der König.

Barberina's Arme sanken kraftlos herab und ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust hervor.

Der König achtete nicht darauf, er blickte gar nicht zu ihr um. Mit fester Hand öffnete er die Thür, die in sein Schlafgemach führte, ohne auch nur ein Mal umzuschauen trat er hinein und verschloß die Thür hinter sich.

Aber dann sank er neben dem Sessel nieder, der an der Thür stand, und ein so schmerzvoller, banger Seufzer hob seine Brust, eine so tiefe, trostlose Traurigkeit sprach aus seinen Zügen, daß Barberina, wenn sie ihn so gesehen hätte, sehr wohl hätte erkennen können, welche Kämpfe und Schmerzen jetzt das Herz des Königs durchstürmten.

Aber Barberina sah ihn nicht. Sie lag außer sich, in Thränen gebadet, vor dieser Thür, und mit lautem Schmerzensschrei rief sie: Er hat mich verlassen! Oh, mein Gott, mein Gott, er hat mich verlassen!

Dieser fürchterliche, grausame Gedanke durchströmte jetzt ihr ganzes Wesen mit feuriger Gluth. Sie flog empor, sie rüttelte an dieser Thür, und mit lauter, jammervoller Stimme bat und flehte sie um Einlaß. Was die Liebe, die Angst, die Verzweiflung und der beleidigte Stolz sie sprechen ließ, das wußte sie selber nicht. Bald zürnte und drohte sie, bald bat sie um Gnade, bald war ihre Stimme von Thränen erstickt, bald war sie gebieterisch und kalt.

Der König stand mit verschränkten Armen an die andere Seite der Thür gelehnt und hörte diesem Paroxysmus ihrer Verzweiflung zu, und jedes ihrer Worte traf sein Ohr, wie der Sirenengesang das Ohr des Odysseus. Aber mächtiger und kraftvoller wie dieser bedurfte es für ihn keiner Bande und keines Wachses, um ihn zurückzuhalten. Den König band sein Wille, und lauter als der Sirenengesang sprach zu seinem Ohr die Stimme der Klugheit, die warnende Stimme seiner Pflicht.

Nein, sagte er traurig, ich darf und will mich nicht wieder verlocken lassen. Dieses Alles muß ein Ende haben! Das habe ich längst erkannt, aber es fehlte mir die Kraft der Ausführung. Habe ich mir nicht geschworen, nur Ein Ziel vor Augen zu haben, das Wohl meines Volkes höher zu stellen, als mein persönliches Wohl? Wenn der König und der Mann in mir streiten, muß ich da nicht zuerst König sein, muß ich nicht zu allererst dieser heiligen Pflichten gedenken, welche meine Krone mir auferlegt? Meine Zeit, meine Gedanken, meine Kräfte gehören meinem Volke und meinem Lande, und ich habe einen Raub an ihm begangen, denn ich habe mich ihm zuweilen entzogen, ich habe eine Zauberin sich zwischen mich und meine Pflicht stellen lassen; es ist dahin gekom-

men, daß ein zweites Wesen neben mir einen Willen haben darf, und daß dieser Wille mich beherrscht und Einfluß hat auf mein Denken und Thun. Oh, ein König müßte alt und mit einem Greisesherzen geboren werden, denn er darf niemals das Herz und die Meinungen eines Mannes haben, wenn er seinem Volke treu und redlich dienen will. Und ich fühle, daß wenn dies so fortgeht, ich vielleicht ein glücklicher und beneidenswerther Mann, aber ein schwacher und schlechter König sein würde, denn ich würde mich lenken lassen von einer Frau, und ihre Wünsche könnten mächtiger sein als mein Wille! Niemals, niemals soll das geschehen; ich werde den Muth haben, mein eigenes Herz unter meine Füße zu treten, und die Schmerzen, welche der Mann dabei empfindet, die wird ihm der König zu heilen versuchen!

Drinne in dem andern Zimmer lehnte Barberina noch immer an der Thür, erschöpft vom Klagen und Weinen. Hören Sie mich, mein König, sagte sie zuletzt ganz matt und kraftlos. Sie haben in dieser Stunde meinen Willen gebrochen und meinen Stolz gedemüthigt für immerdar. Von nun an wird Barberina keinen Willen mehr haben als den Ihren. Gebieten Sie also über mich! Sagen Sie, daß ich niemals mehr tanzen soll, und ich schwöre Ihnen, daß mein Fuß niemals wieder die Bühne betreten wird, befehlen Sie, daß die Cochois alle meine Rollen haben soll, und ich selber werde sie ihr bringen, und ich selber werde sie bitten, zu tanzen. Sie sehen also wohl, mein König, daß ich gar keinen Stolz und keinen Ehrgeiz mehr habe. Aber nun üben Sie Gnade, Sire! Deffnen Sie diese fürchterliche Thür, lassen Sie mich wieder Ihr Antlitz sehen, lassen Sie mich

zu Ihren Füßen liegen. Oh, Sire, seien Sie barmherzig! Stoßen Sie mich nicht zurück!

Der König lehnte mit zuckendem, tief bewegtem Antlitz neben der Thür; einmal streckte er den Arm aus und legte die Hand auf die Klinke der Thür. Barberina stieß einen Freudenschrei aus, denn sie hatte die Klinke sich bewegen gesehen.

Aber der König zog seine Hand wieder zurück. Dann ward Alles still. Zuweilen vernahm der König noch ein leises Stöhnen, ein unterdrücktes Schluchzen, dem wieder tiefes Schweigen folgte.

Barberina hat und flehte nicht mehr; sie hatte erkannt, daß das Alles jetzt nutzlos und vergeblich sein würde, und der Zorn und der beleidigte Stolz machte jetzt die Thränen versiegen, welche die Liebe und die Verzweiflung ihr erpreßt hatten.

Barberina weinte nicht mehr, ihre Augen flammten und schossen wilde Zornesblitze nach dieser Thür hin, vor welcher sie so lange in demüthigem Flehen gelegen hatte, mit drohendem, zuckendem Angesicht hob sie ihre Arme zum Himmel empor, und ihre Lippen murmelten unverständliche Worte, vielleicht eine Verwünschung oder einen Racheschwur.

Leben Sie wohl, König Friedrich, rief sie jetzt mit wilder, jubelnder Stimme, leben Sie wohl! Barberina verläßt Sie!

Als sie fühlte, wie bei diesen Worten die Thränen wieder in ihre Augen schossen, schüttelte sie wild das Haupt und drückte die Augen fest zu, und legte ihre zusammengeballten Hände davor, wie zwei Zauberketten, welche ihre Thränen zurückhalten und bändigen sollten.

Dann, mit einem wilden Satz, wie eine zornflam-

mende Löwin, sprang sie nach der andern Thür hin, und sie hastig öffnend stürmte sie hinaus.

Der König wartete noch eine lange Zeit. Dann öffnete er die Thür und trat wieder hinein in dieses Gemach, das noch ganz erfüllt war von Barberina's Klagen und Seufzern, und das ihm jetzt traurig und dumpf erschien, wie das Sterbezimmer seines Glückes. Hastig durchschritt er das Gemach und schob den Riegel vor diese Thür, durch welche die Barberina hinausgegangen war. Er wollte allein sein und bleiben, ganz allein, Niemand sollte seine Einsamkeit mit ihm theilen, Niemand diese Luft einathmen, die noch von Barberina's Seufzern durchzittert war.

Mit einem langsamen, traurigen Blick schaute der König umher, dann eilte er nach der Thür hin, vor welcher Barberina so lange gekniet hat. Dort auf dem Boden lag ihr goldgesticktes Taschentuch. Der König hob es empor, es war noch feucht von Thränen, es war noch warm und dustig von ihren Händen.

Der König drückte dieses Tuch an seine Lippen, er kühlte mit dem erkalteten Naß ihrer Thränen seine brennenden Augen, und auf einen Stuhl niedersinkend, murmelte er leise: es ist vorbei mit dem Glück!

XV.

Der letzte Kampf.

Unruhig und angstvoll gingen die Cavaliere des Königs in dem Borsaal auf und ab, immer die Augen wieder hinwendend auf diese Thür, welche in des Königs Studirzimmer führte, und welche sich seit gestern Vormittag nicht geöffnet hatte. In vierundzwanzig Stunden hatte der König dieses Zimmer nicht verlassen, und vergeblich war es gewesen, daß der General Rothenburg und dann der Graf Algarotti an diese Thür geklopft und um Einlaß gebeten hatten. Der König hatte ihnen gar nicht geantwortet, aber er hatte Frederisdorf gerufen und ihm den strengen Befehl gegeben, Niemand zu ihm einzulassen und selber nicht eher wieder zu kommen, als bis er ihn rufen werde. Er wolle nicht zur Nacht speisen und werde sich selber entkleiden, er bedürfe also gar keiner Hülfe weiter, hatte der König gesagt, und man solle ihn nicht stören in der wichtigen Arbeit, welche er zu vollenden habe.

Aber dieses fürchterliche, ungewohnte Schweigen und Verschließen ängstigte und entsetzte die Freunde und Diener des Königs. Mit bangem, beklommenem Herzen standen sie vor der Thür und lauschten auf jedes Geräusch, welches sich hinter derselben vernehmen ließ. Viele Stunden lang hörten sie das langsame, eintönige Auf- und Abgehen des Königs, zuweilen auch einige schnelle, hastige Worte, ein unterdrücktes Stöhnen, — nichts weiter. Die Nacht brach an, und

mit erbleichendem, traurigem Gesicht fragte Rothenburg den Grafen Algarotti, ob es jetzt nicht Pflicht sei, mit Gewalt diese Thür zu öffnen und zu sehen, ob dem König wirklich kein Unglück zugestoßen sei.

Hüten Sie Sich wohl, dies zu thun, sagte Frederisdorf kopfschüttelnd. Der König hat gemessene Befehle gegeben, er will allein und ganz ungestört sein.

Und ahnen Sie gar nicht, was die Veranlassung dieses ungewöhnlichen Trübsinns des Königs sein mag? fragte der Graf Algarotti.

Der König war schon seit einigen Tagen gedankenvoll und mißmuthig, erwiderte Frederisdorf, und aus einigen Aeußerungen vermuthete ich, daß Seine Majestät durch irgend Einen seiner näheren Freunde sich verletzt und gekränkt fühlen müsse.

General Rothenburg neigte sich an das Ohr des Grafen Algarotti. Die Barberina hat ihn gekränkt flüsterte er. Sie war seit einiger Zeit launisch und herrisch. Diese beiden gewaltigen Naturen führten seit einiger Zeit einen unsichtbaren Krieg miteinander, in dem es sich um die Souverainetät handelte.

Und bei dem, wie ich nicht zweifle, die schöne Barberina unterliegen wird, sagte Algarotti achselzuckend. Der Mensch und der Mann werden bei Friedrich dem Einzigen immer von dem König besiegt und müssen sich ihm unterordnen. Wenn der König erst erkannt hat, daß der Mann sich von dieser Zauberin Barberina besiegen ließ, so wird er wie Alexander den gordischen Knoten durchhauen und den Mann von den Fesseln der Knechtschaft und der Liebe befreien.

Aber ich fürchte, daß diese Fesseln sehr stark sind, und der gordische Knoten dieser Liebesbande vielleicht dem Schwerte des Königs widerstehen könnte. Der König, sonst so unantastbar und unverletzbar in seiner

Autorität und Selbstherrschaft, duldete mit einer festesten Langmuth das stolze, herrische Wesen der Barberina, und selbst gestern Abend, als mir Seine Majestät die Ehre erzeigte, bei mir in Gesellschaft der Barberina zu soupiren, blieb er, trotz ihrer Launen und Tracasserieen, doch immer der zuvorkommende, aufmerksame Cavalier.

Und Sie wissen, daß der König die Signora seitdem nicht wieder gesehen?

Das weiß ich nicht, vermuthete es aber. Fragen wir indessen den Thürsteher.

Die bekümmerten Herren erfuhren von dem Thürsteher, daß Barberina am Morgen dieses Tages leichenblaß und mit verweinten Augen die Zimmer des Königs verlassen habe.

Sie sehen also, daß ich Recht hatte, sagte Algarotti. Dieses Verhältniß liegt in einer Krisis.

Bei welcher, wie ich fürchte, der König sehr bittere Schmerzen erleiden wird, seufzte der General. Denn glauben Sie mir, der König hat die Barberina sehr geliebt.

Nein, nicht der König, sondern der Mann. Aber hörten Sie nicht ein Geräusch in dem Zimmer da?

Es war ein Flötenton, sagte Frederisdorf. Lassen Sie uns näher an die Thür gehen.

Leise und vorsichtig auf den Zehen schlichen die Drei der Thür zu, hinter welcher der König seine einsame Geisterschlacht kämpfte, bei welcher kein anderes Blut als das seines eigenen Herzens vergossen ward.

Wieder erklangen jetzt Flötentöne, mächtiger und schwellender wie die Seufzer der Liebe und des Glückes durchzitterten sie die Luft, bald sich erhebend zu stürmischen Wehelaunen, dann wieder flüsternd und klagend

und verfliegend in Seufzern und Thränen. — Niemals in seinen heitersten und glücklichsten Tagen hatte der König mit so vollendeter Meisterschaft, so tiefer Gluth des Gefühls gespielt, als heute an dem Tage seiner Schmerzen. Alles was er empfand an Pein und Seelenleid, an Liebe, Schmerz und Sehnsucht, strömte er aus in den Tönen dieses Adagio's, mit welchem er, wie es unsere Väter auf den weißen Blättern der Bibel gethan, die trauervollen Begebenheiten dieses Tages aufzeichnete in dem heiligen Legendebuche seiner Schmerzen.

Tief gerührt, mit von Thränen verdunkelten Augen, standen die Drei und horchten diesen wunderbaren Offenbarungen des Genius. Als der König jetzt mit einem vollen, mächtigen Wehelaut seine Musik geendet hatte, neigte sich Algarotti zu Rothenburg. Freund, sagte er mit einem traurigen Lächeln, das war der Schwanengesang seiner Liebe.

Gebe Gott, daß nur diese Liebe, nicht aber sein edles königliches Herz im Sterben liegt. Man reißt, fürchte ich, keine Liebe aus, ohne zugleich ein Stück des Herzens, in dem sie wurzelte, mit fortzureißen.

Sehen wir zu, ob wir irgend etwas thun können, seine Schmerzen zu säuften. Lassen Sie uns morgen zur Barberina gehen und von ihr zu erforschen suchen, was sich begeben hat.

Und Sie meinen, fragte General Rothenburg, daß wir heute gar nicht mehr versuchen sollten, den König seiner schmerzlichen Einsamkeit zu entreißen?

Ich meine, sagte der Graf Algarotti, der König ist ein so starker Held, daß er allein im Stande ist, sich selber zu bezwingen! —

Während der König so einsam und ungesehen, und von Niemand, außer von seinem eigenen Genius, ge-

tröstet, mit seiner Liebe rang, hatte Barberina's leidenschaftliches und stürmisches Naturell alle Folterqualen der Leiden und des Jammers zu bestehen.

Sie indessen war nicht allein und nicht ohne eine Trösterin, sie hatte ihre Schwester neben sich, welche mit ihr weinte und mit mildem Hoffnungswort ihre Schmerzen zu sänstigen suchte.

Der König wird zu Dir zurückkehren, sagte sie. Deine Schönheit hält ihn mit unsichtbaren Zaubersäden gefesselt, Deine Liebenswürdigkeit und Anmuth wird ihm in der Erinnerung mit so holdem Lächeln zuwinken, daß er besiegt und demüthig zu Dir heimkehren wird.

Barberina schüttelte traurig das Haupt. Ich habe ihn verloren, sagte sie. Der Adler hat die Bande abgestreift, mit denen ich ihm die Flügel gebunden hatte, er ist jetzt wieder frei, er wird wieder seine Flügel entfalten und sich ausschwingen in die Lüfte, und im Vollgenuß seiner Freiheit wird er vergessen, daß er in der Gefangenschaft glücklich gewesen. Nein, ich habe ihn auf immer verloren!

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich. Dann aber, von einem andern, entsetzenvollen Gedanken emporgeschneilt, richtete sie sich wieder auf mit flammenden Augen und zorngerötheten Wangen.

Oh, und zu denken, daß ich ihn und er nicht mich verloren hat! Zu denken, daß es auf dieser Welt einen Mann giebt, welcher mich verlassen hat! Das ist eine Schmach und eine Demüthigung, an der ich sterben werde.

Dieser Mann aber ist wenigstens ein König, bemerkte ihre Schwester leise und schüchtern.

Barberina schüttelte wild ihr Haupt, daß ihr auf-

gelöstes schwarzes Haar wie Schlangen sie umringelte. Was kümmert es mich, ob er ein König ist. Sein Scepter ist nicht so mächtig und groß, als das der Barberina. Wenn er ein König ist, so bin ich eine Königin, und mein Reich dehnt sich aus über die ganze Welt, so weit die Menschen Augen haben, um zu sehen, und ein Herz, um zu empfinden. Nein, daß er ein König ist, macht diese Schmach nicht kleiner, diese Demüthigung nicht weniger grausam. Oh, Barberina ist verlassen, aufgegeben, verschmäht, und sie lebt noch, und der Blitz solcher Qual hat sie nicht zerschmettert, sie nicht zu Staub zermalt! Aber da ich lebe, werde ich Rache nehmen, Rache an diesem ungeheuren Frevel, Rache an diesem Mord meines Herzens!

So unter Verwünschungen, Klagen und Rache-
schwüren verging der Tag, und lange noch, als Barberina, dem Flehen ihrer Schwester nachgebend, sich auf ihr Lager hingestreckt hatte, hörte ihre Schwester sie klagen und jammern, sah sie, wie sie, das Haupt in die Kissen ihres Bettes bohrend, bitterlich weinte.

Bleich und mit gerötheten Augen erhob sich Barberina am andern Morgen; sie war noch immer tief traurig, aber nicht mehr hoffnungslos, ihre Eitelkeit, ihre Schönheit, an deren Zauber sie glaubte, hatte ihr goldene Trostesworte zugeflüstert. Sie war jetzt fast überzeugt, daß der König sie nicht aufgeben werde.

Er hat mich gestern verstoßen, sagte sie mit leuchtenden Augen, heute wird er mich beschwören, zu ihm zurückzukehren.

Es überraschte sie daher gar nicht, als der Kammerdiener kam und ihr meldete, daß der General Rothenburg und der Graf Algarotti im Salon seien und der Signora ihren Besuch zu machen wünschten.

Siehst Du, sagte sie mit einem köstlichen Ausdruck sich an ihre Schwester wendend, siehst Du, daß mein Herz richtig geahnt hat. Der König sendet mir seine beiden vertrautesten Freunde, damit sie mich zu ihm führen sollen. Oh, mein Gott, gieb, daß mein Herz, welches dem Kummer widerstanden hat, jetzt nicht von dem Glück gebrochen wird. Ich werde ihn wiedersehen, und seine schönen Augen werden diese fürchterlichen Blicke, mit denen er mich gestern zuletzt angeschaut, aus meinem Herzen verwischen. Lebe wohl, Sorella, lebe wohl, ich gehe zum König!

Aber doch nicht so, nicht in diesem Negligée, nicht mit diesem verwilderten Haar? fragte ihre Schwester, die ungestüm vorwärts Drängende zurückhaltend.

So wie ich bin, sagte Barberina. Ich habe mir um Seinetwillen das Haar zerrauft, um Seinetwillen die Augen roth geweint; mein armes, entstelltes Aussehen soll ihm von meiner Verzweiflung erzählen, und ihn mit Reue erfüllen.

Stolz und mit triumphirendem Angesicht trat Barberina in den Salon, und mit einem unmerklichen Neigen des Kopfes erwiderte sie die ehrerbietigen Grüße der beiden Herren.

Sie bringen mir eine Botschaft von Seiner Majestät? fragte sie hastig.

Der König hat uns mit dem Auftrag beehrt, nach dem Befinden der Signora zu fragen, sagte Graf Algarotti mit einem feinen Lächeln.

Barberina lächelte auch. Er hat sie gesandt, mich auszuhorchen, dachte sie, er will von ihnen erfahren, ob ich bereit bin, wieder zu ihm zu kommen. Ich will ihnen entgegenkommen und ihnen das Spioniren leicht machen.

Sagen Sie Seiner Majestät, sagte sie laut, daß

ich die Nacht unter Thränen und Seufzern hingebracht habe, und daß mein Herz voll Reue und Schmerz über mich selber ist.

Die beiden Herren warfen sich einen Blick des Einverständnisses zu. Sie wußten jetzt, was sie wissen wollten: die Barberina hatte einen Zwist mit dem König gehabt und der König hatte sich im Zorn von ihr getrennt. Deshalb war sie heute so demüthig.

Barberina blickte erwartungsvoll die Herren an. Sie war überzeugt, daß sie jetzt im Namen des Königs die Bitte aussprechen würden, die Signora möge sie nach dem Schlosse begleiten.

Aber nichts von dem Allen erfolgte.

Die Reue muß in der That ein sehr giftiger Wurm sein, sagte General Rothenburg, auf das Antlitz der Signora deutend. Er hat da die blühende Purpurrose von vorgestern Abend in eine weiße Rose verwandelt.

Vielleicht ist das ein Glück, sagte Algarotti lächelnd, denn bekanntlich haben die weißen Rosen weniger Dornen, als die rothen, und man wird sich von nun an weniger der Gefahr einer Verwundung aussetzen, wenn man in Ihrer Nähe ist, Signora.

Barberina zuckte zusammen und ihre Augen schossen Blitze. Wollen Sie damit andeuten, daß meine Kraft gebrochen ist und man mich so sehr gedemüthigt hat, daß ich mich nicht wieder aufrichten kann? Wollen Sie sagen, daß Barberina, welche der König so schwachvoll verletzt, so grausam gedemüthigt hat, nun wie ein Schmetterling ist, dem man den Blütenstaub seiner Flügel abgestreift hat, und den Niemand mehr schön findet, weil eine rauhe Hand ihn zu verletzen wagte?

Ich wollte damit sagen, Signora, daß es für den

König ein Glück wäre, wenn die Erfahrungen des gestrigen Tages Sie weicher und milder gestimmt hätten, sagte Algarotti, indem er, dem verabredeten Plan mit Rothenburg gemäß, um die Wahrheit zu erforschen, sich den Anschein gab, als habe der König ihnen Alles gesagt.

Der König litt vorgestern Abend sichtlich durch die scharfen Dornen, mit denen die rothe Rose ihn wund ritzte, sagte Rothenburg.

Und hat er sich dafür nicht grausam gerächt? fragte Barberina glühend. Hat er mich nicht dafür stundenlang mit gerungenen Händen flehend und jammernd an seiner Thür knien lassen, ohne zu öffnen, ohne Gnade zu üben? Aber jetzt ist das Alles überwunden und vergessen. Jetzt haben diese Schmerzen ausgeblutet, und das Glück soll wieder einziehen in mein armes zermartertes Herz. Oh, erzählen Sie nur dem König, wie demüthig ich geworden bin, ich bettele um das Glück, und betrachte es nicht mehr als mein Recht, sondern als eine Gottesgabe, die man auf seinen Knien empfängt und zu der man anbetungsvoll und durchschauert von Dank die Hände erhebt. Aber nein, nein, Sie sollen das dem König nicht sagen, sondern ich will es selber thun! Kommen Sie, Signori, der König erwartet uns! Eilen wir also!

Aber die Herren eilten nicht, ihre ausgestreckten Hände anzunehmen und sie zum Wagen zu führen.

Wir hatten nur den Befehl, nach dem Befinden der Signora zu fragen, sagte Algarotti.

Und da die Signora uns gesagt hat, daß sie die Nacht geweint und von Neue gequält durchbracht hat, so wollen wir das dem König sagen. Vielleicht wird das seine eigenen Leiden sänstigen, bemerkte General Rothenburg.

Barberina blickte staunend von Einem zum Andern hin, und allmählig rötheten sich ihre Wangen und ihre Augen flammten.

Sie sind nicht gekommen, um mich zum König abzuholen? fragte sie athemlos.

Nein, Signora, der König hat uns nicht diesen Auftrag gegeben.

Ah, er will also, daß ich mich freiwillig dazu entschließe? Nun wohl denn, ich bitte Sie, führen Sie mich zu Seiner Majestät.

Das ist eine Bitte, die wir leider nicht im Stande sind zu erfüllen. Der König hat den strengsten Befehl gegeben, Niemand vorzulassen.

Niemand?

Niemand, ohne Ausnahme der Person, Signora, sagte Graf Algarotti, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Barberina preßte die Lippen fest aufeinander, um den Schrei zurückzudrängen, der ihre Brust beklemmte, sie mußte ihre Hand auf den Gueridon neben ihr stützen, um nicht umzusinken.

Sie sind also nur gekommen, um mir zu sagen, daß der König mich nicht sehen will, daß er mir heute wie gestern seine Thür verschlossen hat? Nun wohl denn, Signori, Ihr Auftrag ist beendet! Gehen Sie, und sagen Sie Seiner Majestät, daß ich seinen Befehl empfangen und befolgen werde! Gehen Sie!

Sie blieb stolz und aufgerichtet stehen, sie erwiderte die ehrerbietigen Grüße der beiden Cavaliere nur mit einem spöttischen Lächeln, und die Hand immer noch auf den Gueridon gestützt, blickte sie mit großen, thränenlosen Augen den beiden Herren nach, wie sie den glänzenden, blumengeschmückten Salon durchschritten. Als aber die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte,

als sie sicher war, von ihnen nicht mehr gehört zu werden, stieß Barberina einen so gellenden, wilden Schrei aus, daß Marietta entsetzt hereinstürzte und zu ihrer Schwester hineilte, welche wie vom Blitz zerschmettert zu Boden gesunken war und mit gerungenen Händen zum Himmel emporstarrte.

Ich bin entehrt, verrathen, verstoßen, jammerte sie. Oh, mein Gott, gieb, daß ich sterbe, daß ich diese Schmach nicht überlebe!

Bald aber verstummt die Gebete der Verzweiflung auf ihren Lippen und verwandelten sich in Gebete des Zorns und der Verwünschung. Barberina wollte nicht mehr sterben, sie wollte sich rächen! Sie erhob sich von ihren Knien und ging hastigen Schrittes auf und ab, ganz Aufregung und Gluth, ganz erfüllt von dem brennenden Durst, diese Beleidigung von sich abzuwehren und vor der Welt mindestens einen Schleier über die Schmach zu breiten, welche man ihr angethan.

Marietta, hilf mir ein Mittel ersinnen, sagte sie athemlos, ein Mittel, welches schnell und auf Einen Schlag mir Genugthuung gewährt, ein Mittel, welches dem König beweist, daß ich nicht, wie er es glauben wird, vergehe in Verzweiflung und Schmerz, sondern daß ich noch immer Barberina, die siegreiche, gefeierte, triumphirende Künstlerin bin, ein Mittel, welches der ganzen Welt beweist, daß nicht ich es bin, die man verlassen und aufgegeben hat, sondern daß ich es bin, welche verlassen hat. Oh, wo finde ich dieses Mittel, das mich triumphirend wieder aus dieser Erniedrigung emporheben soll! Wo —

Still, Schwester, still, sagte Marietta. Man kommt! Laß den Diener Deine Aufregung nicht sehen.

Der eintretende Kammerdiener meldete, daß drau-

ßen der Theaterdiener sei, - um im Auftrage des Theater-Directors Baron von Sweerts zu fragen, ob die Signora heute Abend in dem angeetzten Ballet tanzen werde?

Ich werde tanzen! Melden Sie das dem Diener, befahl Barberina, und als Marietta, nachdem sie wieder allein waren, sie beschwor, ihre Aufregung nicht noch zu vergrößern und heute Abend nicht zu tanzen, sagte Barberina glühend: Du siehst also nicht, daß sich schon das Gerücht meiner Erniedrigung beim Theater verbreitet hat, Du fühlst also nicht die Bosheit, welche in dieser Anfrage liegt? Oh, sie denken, daß Barberina so zerschmettert, so zerbrochen von der Ungnade des Königs ist, daß sie heute Abend nicht tanzen kann! Sie sollen sich Alle getäuscht haben! Ich werde tanzen; es ist möglich, daß ich davon wahnsinnig werde, aber ich werde doch vorher die Verläumdung getödtet und die Schmach einer Niederlage vernichtet haben!

Wieder erschien jetzt der Diener und meldete den Herrn von Cocceji.

Du kannst ihn nicht annehmen, Schwester, flüsterte Marietta. Sage, daß Du mit dem Studiren Deiner Rolle, daß Du mit Deiner Toilette beschäftigt bist. Sage, was Du willst, nur weise ihn ab!

Barberina blickte gedankenvoll vor sich hin. Nein, sagte sie dann rasch, ich werde ihn nicht abweisen. Führen Sie den Herrn von Cocceji in mein Boudoir, und bitten Sie ihn, mich dort zu erwarten.

Als der Diener sie verlassen, ergriff Barberina heftig ihrer Schwester Hand. Ich habe zu Gott gefleht um ein Mittel mich zu rächen, sagte sie, Gott hat mir dieses Mittel gesandt. Du weißt, Cocceji liebt mich und hat lange vergeblich um mich geworben.

Nun denn, heute will ich ihn nicht vergeblich bitten lassen, heute will ich ihm meine Liebe versprechen, aber ich werde meine Bedingungen machen. Komm, Schwester!

Und stolz aufgerichtet, glühend vor Erregung, begab sich Barberina in das Boudoir, wo der junge Herr Regierungsrath von Cocceji, der Sohn des Ministers, sie erwartete.

Mit einem köstlichen Lächeln schritt sie ihm entgegen, und ihm mit ihren großen brennenden Augen fest in's Antlitz sehend, fragte sie: Sind Sie immer noch nicht geheilt von Ihrer Liebe zu mir?

Der junge Mann trat verwundert und erblassend einen Schritt zurück, aber Barberina stand vor ihm in so wunderbarer Schönheit, mit einem so seltsamen, zauberhaften Lächeln, in ihren Augen lag so viel Ermutigendes und süß Verlockendes, daß er wohl fühlte, es sei nicht ihre Absicht, ihn zu verhöhnen und seiner zu spotten.

Diese Liebe ist eine Krankheit, von der ich niemals geheilt werden kann, sagte er innig, eine Krankheit, welche allen Mitteln widersteht.

Auch dem meiner Gegenliebe? fragte sie leise.

Das Antlitz des Herrn von Cocceji leuchtete vor Freude und Entzücken. Barberina, sagte er hastig und ganz bewältigt von diesem neuen ungeahnten Glück, Barberina, wenn ich jetzt träume und nachtwandle, so wecken Sie mich nicht. Wenn ich jetzt nur im Wahnsinn glaube Ihre Stimme gehört zu haben, so enttäuschen Sie mich nicht. Lassen Sie mich weiter träumen und weiter phantasieren, oder tödten Sie mich, wenn Sie wollen, nur sagen Sie nicht, daß ich falsch gehört habe.

Ich sage es auch nicht, flüsterte sie fast zärtlich.

Sie haben mir ein ganzes Jahr lang geschworen, daß Sie mich lieben!

Und Sie haben immer die Grausamkeit gehabt, mich zu verhöhnen und meiner zu spotten.

Von heute an will ich an Ihre Liebe glauben, aber Sie müssen mir einen Beweis derselben geben. Wollen Sie das?

Ich will es!

Nun denn, ich fordere keine Riesenthaten, keine herculischen Arbeiten, es ist da kein Nebenbuhler, den Sie zu ermorden haben. Aber ich verlange von Ihnen, daß Sie mit Ihrer Liebe zu mir vor der ganzen Welt eclat machen, ich fordere, daß Sie mit erhobnem Haupt und klarem offenem Auge vor Jedermann ein Zeugniß ablegen von dieser Liebe. Ich will nicht, daß Derjenige, welcher mich liebt, vermeint, diese Liebe unter den Schleiern des Geheimnisses und des Schweigens verhüllen zu müssen, ich will, daß er den Muth habe, die Sonne des Himmels und das Auge der Menschen auf sein Herz fallen zu lassen, und daß seine Wimper dabei nicht zucke und nicht der Schatten eines Zagens sein Antlitz verdüstere. Ich will, daß morgen ganz Berlin es sage und wisse: der junge Regierungsrath von Cocceji, der Sohn des Ministers, der Liebling des Königs, der liebt die Barberina und sie liebt ihn, und es ist keine dieser kalten nordischen deutschen Zuneigungen, bei denen einem das Blut in den Adern erstarrt und das Herz unter Eisblöcken einfriert, es ist ein volles, heißblütiges, inbrünstiges Gefühl, das sie Beide durchglüht! Es ist keine deutsche Zuneigung, es ist eine italienische Liebe, eine Liebe voll Sonnenschein, Wetterleuchten und Gluth!

Sie sah wundervoll aus in dieser herausfordernden, stolzen, kühnen Haltung, mit diesen leuchtenden

Blicken, diesem von Energie und Begeisterung durchflamnten Angesicht. Selbst ein sanfteres, weniger leidenschaftlicheres Naturell als das des Herrn von Cocceji würde von dieser Gluth sich entflammt, von dieser Energie sich mit fortgerissen gefühlt haben. Außer sich, ganz Leidenschaft und Entschlossenheit, kniete der junge feurige Cocceji zu Barberina's Füßen nieder.

Gebieten Sie über mich, meinen Namen, mein Leben und meine Hand, sagte er. Wenn Sie mich lieben, werde ich stolz sein, Sie der ganzen Welt zu zeigen, wie ich Sie liebe, der ganzen Welt zu sagen: das ist meine Gemahlin, und ich fühle mich geehrt und glücklich, daß sie meine Hand angenommen hat!

Davon ein anderes Mal, sagte Barberina lächelnd. Zuerst beweisen Sie der Welt, daß Sie mich lieben. Machen Sie heute Abend im Theater einen Eclat, daß ganz Berlin davon zu reden hat! Dann —

Dann? fragte Cocceji, und sein schönes, energiegelles, frisches Angesicht war rosig und strahlend, wie von einem Sonnenstrahl angeleuchtet.

Dann, sagte sie leise, dann wird sich alles Uebrige finden!

XVI.

Das Intermezzo im Theater.

Nachdem der Graf Algarotti und der General von Rothenburg die Barberina verlassen, waren sie ganz beruhigt und getröstet in das Schloß zurückgekehrt.

Die Barberina bereut, und ist bereit den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, sagte General Rothenburg. Ich sehe schon, wie Alles kommen wird, und werde meinem Koch Befehl ertheilen zu einem Souper für diesen Abend.

Warten Sie damit immerhin noch ein wenig, sagte Algarotti kopfschüttelnd. Sie würden vielleicht Ihren Koch unnöthig bemühen, und die Speisen möchten kalt werden, bevor der König käme.

Sie glauben also?

Ich glaube, daß um eines bloßen vorübergehenden Gewitters willen der König sich nicht so in Einsamkeit und Schweigen verschließen würde, und daß es sich hier nicht um eine Laune, sondern um eine Lebensfrage handelt.

Der König hatte seine Thür immer noch nicht geöffnet. Vergeblich hatte Frederisdorf heute Morgen mehrmals um Einlaß gebeten und gefleht. Der König hatte seine Thür noch nicht geöffnet.

Traurig und unruhvoll standen die Freunde, unschlüssig, was sie beginnen, wie sie endlich dieses starre, erschreckende Schweigen durchbrechen sollten.

Plötzlich ward die nach dem Vorsaal führende Thür hastig geöffnet, und auf der Schwelle erschien

ein Mann, dessen elegantes, zierliches und stattliches Aeußere den Hofmann und Cavalier verrieth, während sein heiteres, wohlgenährtes, geröthetes Antlitz, seine frischen, blitzenden, lebhaften Augen, sein gemüthliches, joviales Lächeln ihn als einen Lebemann und Schüler des Epicur bezeichneter. Dieser Mann, zu dem Jeder, welcher ihn ansah, Vertrauen fassen mußte, dessen Antlitz, trotz der kleinen Runzeln und Falten, welche funfzig bewegte und thatenvolle Jahre darauf verzeichnet hatten, doch noch immer von einer kindlichen Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit zeugte, dieser Mann war der Marquis d'Argens, der treue, stets unveränderliche, niemals wankende, niemals irrende Freund des Königs, ihm nicht bloß ergeben mit seinem Herzen, sondern auch mit seiner Seele, seinem ganzen Dasein, und so voll Anbetung und Bewunderung für seinen königlichen Herrn, so voll Ehrfurcht und Respect, daß er zum Beispiel die Briefe, welche er vom König empfing, niemals anders als stehend und bei verschlossenen Thüren las.

Mit einem heitern und glücklichen Lächeln trat der Marquis, eben von einer längeren Reise nach Paris heimkehrend, in den Borsaal des Königs, ganz Sehnsucht und Freude, seinen geliebten Herrn wiederzusehen; hastig, und ohne irgend etwas Anderes zu sehen und zu beachten, als da drüben diese Thür, welche in das Studirzimmer des Königs führte, durchschritt der Marquis den Saal. Rothenburg und Algarotti näherten sich ihm indessen, und ihm mit freudiger Begrüßung ihre Hände darreichend, erzählten sie ihm von dieser seltsamen und ungewohnten Abgeschlossenheit des Königs.

Das Antlitz des Marquis nahm sofort einen düstern, traurigen Ausdruck an und seine Augen füllten

sich mit Thränen. Wir müssen ihn dieser Einsamkeit entreißen, sagte er entschlossen. Ich werde vor dieser Thür knien und so lange bitten und jammern, bis das edle Herz des Königs sich erweicht, bis er aus Mitleid und Großmuth für mich mein Flehen erhört und die Thür öffnet. Gehen Sie, Freund Frederisdorf, und melden Sie mich Seiner Majestät.

Frederisdorf näherte sich der Thür, hinter ihm, Hand in Hand, standen die Freunde.

Sire, rief Frederisdorf, an die Thür klopfend, Sire, der Marquis d'Argens ist da, und bittet um die Gnade, vorgelassen zu werden.

Keine Antwort erfolgte.

Oh, Sire, rief der Marquis, sein Sie barmherzig! Haben Sie Nachsicht mit meiner Sehnsucht, Sie zu sehen. Bedenken Euere Majestät, daß ich Tag und Nacht gereist bin, um einige Stunden früher das Glück haben zu können, Sie wieder zu sehen und mein armes Herz an dem Sonnenschein Ihrer Blicke zu erwärmen. Ueben Sie Gnade, Sire, lassen Sie mich ein!

In athemlosem Schweigen lauschten die Herren auf den Erfolg dieser Beschwörungsformel des Marquis.

Wirklich, die Klinke dieser Thür bewegte sich! Man hörte da drinnen einen Riegel zurückschieben, — die Thür öffnete sich.

Der König erschien auf der Schwelle.

Er sah bleich aus, aber von dieser klaren, durchsichtigen Blässe, welche gar nichts gemein hat mit der gelben Blässe physischer, krankhafter Ermattung, ein wunderbarer milder Glanz strahlte von seinem Angesicht, ein weiches, rührendes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen, und seine großen, unergründlichen Augen leuchteten wie zwei Sterne. Eine wunderbare,

majestätische Ruhe war über sein ganzes Wesen ausgebreitet, und ohne irgend eine Spur von Aufregung näherte er sich den Freunden.

Willkommen, Marquis, sagte er, d'Argens zärtlich zunickehend, willkommen und Glück auf zu Ihrer Rückkehr. Sie werden uns ohne Zweifel viel zu erzählen haben von Ihren tollen und übermüthigen Landsleuten, und ich sehe schon, wie Rothenburg und Algarotti vor Begierde brennen, von Ihren verliebten Abenteuern und Ihren Rendezvous mit den neugebackenen, noch ganz frischen und warmen Duchesses und Princesses zu erfahren.

Ah, Sire, er kam in der That mit einer sehr stolzen Siegermiene, sagte Rothenburg, bereitwillig auf die Absicht des Königs, eine scherzhafte Unterhaltung anzuknüpfen, eingehend, man begriff sogleich, welche großen Triumphe der Marquis am Hofe Ludwig's des Fünfzehnten erlebt hat.

Wenn der Marquis sein Herz in Paris zurückgelassen hat, rief Algarotti lächelnd, so wäre das wahrhaftig ein Glück für ihn. Denn Euere Majestät wissen wohl, er leidet immer sehr am Herzen, und jedes Mädchen, welches er nicht gerade stehlen sah, ist für ihn ein reiner Unschuldengel.

Sie wissen doch, Sire, sagte Rothenburg, daß ihm kurz vor seiner Abreise seine Haushälterin sein Silberzeug stahl, und daß der Marquis ihr den Silberwerth zu zahlen versprach, wenn sie den Thäter entdeckte und die Sachen wieder zur Stelle lieferte. Sie brachte ihm also das Silberzeug zurück, und der Marquis zahlte ihr nicht bloß das versprochene Geld, sondern noch eine bedeutende Belohnung dafür, daß sie so flug gewesen, den Dieb zu entdecken. Als er mir triumphirend diese Geschichte erzählte und ich die Bemerkung

wagte, die Haushälterin sei selber die Diebin gewesen, war er so empört und außer sich, als habe ich ihn selber des Diebstahls bezichtigt. „Haben Sie mehr Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlecht,“ sagte er zu mir, „eine Frau beschuldigen und anklagen ist immer ein Verbrechen gegen Gott und die Natur. Die Frauen sind tugendhaft und edel, wenn sie nicht verleitet werden, und ich wüßte nicht, wer meine gute, treue Haushälterin sollte verleitet haben. Sie ist also unschuldig.“

Die Herren brachen in ein fröhliches Lachen aus, während d'Argens beschämt und traurig den Blick zu Boden senkte. Aber der König trat noch näher zu ihm hin, und beide Hände auf die Schultern des Marquis legend, sah er ihm mit inniger Liebe in das volle, gute Angesicht.

Er hat das Herz eines Kindes, den Geist eines Weisen und die Phantasie eines Dichters von Gottes Gnaden, sagte der König, wenn alle Männer ihm gleichen, wäre die Erde kein Jammerthal, sondern ein Paradies. Darum, Marquis, ist es ein wahres Glück für mich, daß Sie wieder hier sind, denn Sie sollen bei mir die Stelle des heiligen Vaters einnehmen und mir ein Stückchen Erde segnen und weihen, und mit Ihren keuschen Lippen zu den Hausgöttern flehen, daß sie freundlich den Heerd des Hauses beschützen und uns Allen ein wenig Heiterkeit und Glück in den Bermuthsbecher unsers Lebens gießen. Mein Weinberg bei Potsdam ist vollendet und dahin will ich Sie heute führen, Sie ganz allein, Marquis. Ihr Andern, Ihr tollern, übermüthigen, argwöhnischen Menschenkinder, sollt mir nicht gleich da in meinem Stückchen Paradiese die Luft verpesten mit Eurem vom Apfelbiß noch ganz beklemmten Athem und Euren verlockenden

Schlangenworten. d'Argens allein ist des Paradieses werth, denn er ist noch ein Mensch vor dem Sündenfalle und hat noch niemals von dem ominösen Apfel gekostet. Wir fahren also nach meinem Weinberg, Marquis, und wenn Sie Ihren Segen über denselben gesprochen, dann sollen Sie mir von der chronique scandaleuse des französischen Hofes erzählen. Vorher aber muß ich noch arbeiten. Frederisdorf, sind die Cabinets-Secretaire da?

Sie sind seit einer Stunde im Bureau.

Wer ist sonst noch im Vorzimmer?

Der Herr Baron von Sweerts, welcher das Repertoire der Woche bringt.

Ah, der Sweerts, sagte der König gedankenvoll. Er soll kommen!

Frederisdorf eilte hinaus, den Theaterdirector zu holen, während der König die harmlose und lächelnde Unterhaltung mit seinen Freunden wieder aufnahm. Als der Baron Sweerts eintrat, ging der König ihm einen Schritt entgegen und streckte die Hand aus nach den Papier, welches der Baron ihm darreichte.

Der König überflog es mit anscheinend gleichgültigem Angesicht, nur preßte er die Lippen ein wenig aufeinander und über seine Stirn flog ein leiser Schatten hin.

Wer tanzt denn heute Abend die Soli in dem Répertoire? fragte der König endlich.

Signora Barberina, Euere Majestät.

Ah, die Signora Barberina, sagte der König nachlässig. Ich glaubte gehört zu haben, daß sie krank sei.

Seine Blicke wandten sich mit einem durchdringenden, fragenden Ausdruck auf seine drei Freunde hin. Vielleicht errieth er, was sie gethan, und fand es

natürlich, daß sie in der Unruhe ihres Herzens zur Barberina gegangen waren, vielleicht wollte er darüber Gewißheit haben.

Sire, sagte Rothenburg, Signora Barberina ist wieder ganz hergestellt. Graf Algarotti und ich machten ihr heute Morgen unsern Besuch, und sie beauftragte uns, wenn Euer Majestät die Gnade haben sollten, nach ihr zu fragen, Denselben zu berichten, daß sie vollkommen wieder gesund und heiter sei.

Der König sagte kein Wort, in seiner rechten Hand noch immer das Papier haltend, auf welchem das Repertoire verzeichnet war, faltete er die Hände auf dem Rücken zusammen, und ging sinnend einige Male auf und ab. Dann blieb er vor d'Argens stehen und sagte freundlich: Sie sind ein so großer Enthusiast für die Bühne, daß es grausam wäre, Sie heute nach meinem Weinberg zu entführen. Wir wollen also heute in's Theater gehen und die Barberina tanzen sehen; morgen fahren wir nach Potsdam und weihen mein neues Haus ein. Adieu, Messieurs, ich muß arbeiten. Sie sind heute Mittag meine Gäste und heute Abend begleiten Sie mich in's Theater.

Er nickte ihnen freundlich zu und ging wieder in sein Studirzimmer zurück. Sie will mir trotzen, sagte er leise zu sich selber. Sie will mir beweisen, daß sie Alles überwunden hat. Nun, ich werde ihr zeigen, daß auch ich genesen bin! —

Die Stunde des Theaters war endlich gekommen. Eine glänzende, geschmückte, von Ordenssternen und Brillanten funkelnde Gesellschaft füllte die Logen des ersten Ranges und das Parquet, während im Parterre und im zweiten Range die Beamten und Hofbedienten, die geladenen Kaufleute und Bürger mit ihren Frauen und Töchtern die Plätze füllten, und in

freudiger Ungeduld dem Beginn des reizenden Schäferspiels *il Ré pastore* entgegenharrten. Ganz andere Interessen waren es indessen, welche heute die Gesellschaft des ersten Ranges, die eingeweihte und bevorzugte Hofgesellschaft, beschäftigten. Wie ein Lauffeuer hatte sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, die Signora Barberina sei in Ungnade gefallen und der Gunst des Königs für immer verlustig gegangen. Man erzählte sich von der Verzweiflung der Tänzerin, und es gab schon Einige, welche behaupteten, Barberina habe heute einen Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen, während Andere versicherten, sie habe geschworen, nie wieder in Berlin die Bühne zu betreten, und werde daher auch heute Abend ganz sicher eine plötzliche Erkrankung vorschützen, um nicht zu tanzen.

Jedermann war daher begierig auf den Beginn der Vorstellung und blickte erwartungsvoll nach dem Vorhang der Bühne und nach der Seitenthür da drüben am Parquet, durch welche der König mit seinem Gefolge einzutreten pflegte, um seinen dicht hinter dem Orchester aufgestellten Lehnstuhl einzunehmen.

Jetzt endlich öffnete sich diese Thür. Die Trompeten und Posaunen ließen ihre Fanfaren erschallen. Der König trat in den Saal und ging ruhigen, gelassenen Schrittes zu seinem Stuhl hin.

Die Klingel ertönte, der Vorhang rollte sich empor, das Ballet begann. Zuerst ein Ensembledanz von Schäfern und Schäferinnen, dann ein lustiges Intermezzo von Faunen und Satyrn, welche dann in malerischen Gruppen mit den Schäfern und Schäferinnen sich zu beiden Seiten der Bühne aufstellten, harrend auf die Schäferkönigin, welche jetzt erscheinen mußte.

Eine athemlose Pause trat ein. Aller Augen waren starr und unverwandt auf die Bühne gerichtet, nur der König schaute gleichgültig auf die Tabatière nieder, die er in seinen Fingern drehte, und deren große Brillanten dann blitzartig auffunkelten und flammten.

Jetzt ein allgemeines Ach der Bewunderung. Da flattert sie heran, rosig, strahlend von Liebreiz, duftig und zart, wie eine Libelle, verlockend und reizend in ihren durchsichtigen silberfunkelnden Gewändern, mit diesem zauberhaften Lächeln, das die Perlenreihe ihrer Zähne zeigt und in ihre rosigen Wangen reizende Grübchen bohrt, mit diesen großen, geheimnißvollen, schwarzen Augen, welche zugleich so hold zu schmeicheln und so kühn zu drohen verstehen. Unhörbar schwebt sie heran bis zu dem Rande der Bühne. Nun biegt sie mit einer unnachahmlichen Grazie den Oberkörper zurück, und auf den äußersten Spitzen ihrer Zehen schwebend, hebt sie die Arme, welche eine Rosenguirlande halten, hoch über ihrem Haupte empor, und schaut, ruhend in dieser schwebenden Stellung, mit einem süßen Lächeln zu den Blumen auf.

Wundervoll! sagte plötzlich eine laute volle Stimme. Es war die des jungen Regierungsrathes von Cocceji, welcher da drüben in der Prosceniumsloge dicht neben der Bühne saß, und mit glühenden, strahlenden Augen zu der Barberina hinüberstarrte.

Barberina wandte ihr Antlitz zu ihm hin und lächelte.

Der König runzelte leicht die Stirn und drehte die Tabatière ein wenig schneller zwischen seinen Fingern.

Wundervoll! wiederholte Herr von Cocceji, und dann warf er einen drohenden, herausfordernden Blick

auf diesen bleichen, zarten, jungen Mann, der neben ihm saß, und der es gewagt hatte, mit seiner schüchternen, leisen Stimme in das „Wundervoll“ des jungen Athleten mit einzustimmen.

Ich bitte Sie, sich dieser lauten Beifallsäußerungen zu enthalten, oder wenn Sie das nicht können, wenigstens dazu Ihre eigenen und nicht die meinen zu wählen, sagte der junge über sechs Fuß hohe Riese Cocceji zu seinem schwächtigen blassen Nachbar. Dieser blickte mit einer Art Entsetzen auf die breite, muskelkräftige Athletengestalt Cocceji's hin, und wagte von nun an kaum zu athmen, sondern starrte nur mit weitaufgerissenen großen Augen hin auf die Barberina, welche jetzt in reizenden Attituden, mit den künstlichsten Pas, auf der Bühne hin- und herflatterte.

Das Publikum, welches ganz seine früheren Voraussetzungen und Vermuthungen vergaß, blickte nicht mehr auf den König, sondern nur noch auf die tanzende Barberina und auf den Herrn von Cocceji, der da dicht neben der Bühne saß, und dessen Augen immer drohender auf seinen in Anschauen und Bewunderung verlorenen Nachbar sich hefteten.

Plötzlich, als Barberina eben eine ihrer schönsten und vollendetsten Tanztouren ausgeführt hatte und lächelnd vor den Lampen knieend die Bravi der Zuschauer empfing, flog Etwas aus der Prosceniumloge des Herrn von Cocceji auf die Bühne und fiel gerade zu den Füßen Barberina's nieder.

Dieses Etwas war indessen kein Kranz, kein Blumenbouquet, kein Geschmeide; dieses Etwas war ein Mensch, ein armer, verblüffter, entsetzter Mensch, der gar nicht begriff, wie er dazu gekommen, diese Lustreise zu machen, und weshalb ihn sein Nachbar, der

Herr von Cocceji, mit seiner nervigten Riesenhand gepackt und auf die Bühne geschleudert hatte.

Betäubt, entsetzt lag der arme zerschlagene junge Mann einen Moment regungslos zu den Füßen der Tänzerin, dann raffte er sich empor, und sich tief verneigend vor dem König, der schweigend aber mit drohenden Augen zu ihm herüberschaute, sagte er laut: Sire, ich bitte demüthigst um Verzeihung. Es ist nicht meine Schuld! Der Herr von Cocceji verbot mir auf eine heftige und gebieterische Weise, die Signora Barberina nicht anzusehen, und da ich mich natürlich an dieses Verbot nicht kehrte, hat er plötzlich, ehe ich es hindern konnte, mich gepackt und auf die Bühne geschleudert. *)

Das Publikum, welches allmählig von seinem Erstaunen und seinem Schrecken sich erholt hatte, begann leise zu lachen und zu flüstern, und schaute mit ironischen Blicken auf den armen jungen Mann hin, der da bleich und demuthsvoll neben der Barberina stand, während Herr von Cocceji sein kühnes, energisches Antlitz dem Publikum zugewandt hatte und mit seinen herausfordernden Blicken Jedermann zu drohen schien.

Das Orchester war verstummt, Signora Barberina tanzte nicht mehr, sondern schaute mit einem zauberhaften Lächeln zu Cocceji hinüber, — eine Pause trat ein.

Weiter! sagte plötzlich die laute, gebieterische Stimme des Königs, und er winkte mit der Hand hinüber nach dem jungen Manne, der sich demüthig hinter die Coulissen zurückzog.

Weiter! rief der König noch einmal. Die Musik

*) Müchler, Friedrich der Große. S. 151.

begann wieder, Signora Barberina hob wieder die Rosenguirlande in ihren Händen empor, und schwebte und flatterte, wie ein holdes Elfenkind, über die Bühne. Aber das Publikum achtete wenig auf ihre Kunst, es war ganz und gar mit dieser seltsamen Aventure beschäftigt, und statt auf ihre Füße zu sehen, beobachtete es nur noch ihr Mienenspiel und das des jungen Herrn von Cocceji.

Barberina hatte also ihre Absicht erreicht. Man sagte nicht mehr, Barberina sei in Ungnade gefallen, man erzählte sich nur davon, daß der Herr von Cocceji die Barberina leidenschaftlich liebe und eifersüchtig sei wie ein Türke.

XVII.

Sanssouci.

In der Frühe des andern Morgens hielt vor dem großen Eisengitter des neuen Parks bei Potsdam eine einfache, königliche Equipage. Niemand war darin, als der König und der Marquis d'Argens. Der König hatte jede weitere Begleitung, sogar die eines Laikens, verboten.

Als der Wagen hielt, öffnete er selbst den Schlag und sprang leicht hinaus, dann reichte er seinem ältern und weniger beweglichen Freunde den Arm, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein, und als der Marquis, schamvoll und erröthend wie ein junges Mädchen,

sich sträubte, diesen Dienst von dem König anzunehmen, sagte Friedrich lächelnd: Vergessen wir doch heute, daß ich König bin. Gönnen Sie mir heute die Freude, ganz ohne Ceremonien mit Ihnen zu sein, der Freund mit dem Freunde. Kommen Sie, Marquis, lassen Sie uns mein Paradies betreten, und ich bitte Sie, ein wenig andächtig dabei zu sein.

Wissen Sie wohl, Sire, daß ich ein so beklommenes und zugleich erhabenes Gefühl habe, wie es den Griechen gewesen sein mag, wenn sie den delphischen Hain betraten! sagte der Marquis, als er Arm in Arm mit dem König die kleine schattige Seitenallee dahin ging, durch welche der König ihn absichtlich führte, um ihn dann auf einmal mit dem Anblick des auf der Höhe sich erhebenden Schlosses zu erfreuen.

Nun, ich denke, es sollen von hier aus auch manche Orakel an die Welt ergehen, sagte der König, nur sollen sie weniger zweideutig und dunkel sein, wie die delphischen, nur sollen sie keine schillernden Lügen, sondern große, leuchtende Wahrheiten enthalten! Auch mir ist es feierlich und groß zu Muth, und mir scheint, als sähe ich da vor mir durch die Bäume eine majestätische, riesengroße Lustgestalt schweben, welche mit erhobenem Arm mir winkt, ihr zu folgen. Das ist die Weltgeschichte, Freund, sie trägt ihr goldenes Buch im Arm, und in der erhobenen Rechten, welche mir winkt, hält sie den diamantenen Griffel, mit welchem sie meinen Namen und den dieses Ortes auf ihre Tafel graben will. Deshalb, mein heiliger Vater und Priester, habe ich Sie hierhergeführt, damit Sie meinen Weinberg taufen sollen. Kommen Sie, die große Gestalt da winkt schon wieder! Sie erwartet die Taufe mit Ungeduld!

Jetzt traten sie aus der kleinen Allee in den gro-

fen Hauptgang. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr den Lippen des Marquis, mit strahlendem Augblickte er umher auf dieses so reizende und so majestätische Ensemble, das plötzlich ihn umgab. Hier dicht vor ihnen dieses von Marmor eingefasste Bassin, umgeben von herrlichen Marmorgruppen, dicht dahinter diese hochaufsteigenden Terrassen, auf deren sechs Abstufungen sich Allein wundervoller, riesengroßer Drangenbäume erheben, welche ihre vollen, dichten Kronen leise im Morgenwind schaukelten, um dem König zur Begrüßung den herrlichen Duft ihrer Blüthen zu senden. Und oben auf der Spitze dieser Terrassen, zwischen Marmorgruppen und springenden Cascaden, dieses in seinen Formen so einfache und doch schöne kleine Schloß, auf dessen mittlerer Kuppel die goldene Königskrone, welche im Sonnenglanz funkelte und leuchtete.

Der König deutete auf diese Krone hin. Sehen Sie, sagte er, die Krone leuchtet im Golde, und wirft ihre Schatten auf das, was unter ihr ist. So ist's mit meinem ganzen Leben. Es ist beschattet und dunkel! Möge nur meine Krone glänzen!

Der Marquis drückte des Königs Hand zärtlich an seine Brust. Sie wird leuchten und strahlen durch alle Zeiten hindurch, sagte er begeistert. Der Sonnenschein, der dort auf jener Krone liegt, von dem werden ihre Enkel und Urenkel noch erzählen, und wenn sie von Preußen sprechen, werden sie sagen: als Friedrich der Zweite lebte, schien die Sonne und das Licht!

Beide schwiegen sie jetzt und stiegen Arm in Arm die marmornen Stufen der Terrassen hinauf. Diese, heilige Stille umgab sie, leise plätscherten die Cascaden, leise rauschten die Gipfel der hohen Bäume,

welche zu beiden Seiten die Terrassen begrenzen, dann und wann hörte man das melodische Flöten irgend eines Vogels; kein Geräusch der Welt, kein lauter Miston unterbrach diesen heiligen Gottesfrieden der Natur. Die Welt schien hinter ihnen abgeschlossen, und mit heiligen Schauern traten sie in ein neues Dasein ein.

Jetzt hatten sie die Höhe erreicht, jetzt blickten sie umher auf dieses wundervolle Panorama, das sich da zu ihren Füßen hinlagerte, und das in seiner üppigen Frische, mit seinen malerischen Formen, mit dem blauen, zierlich gewundenen Fuß, der sich sanft durch die grüne, von bewaldeten Höhen eingefasste Ebene hinschlingelte, einen herrlichen Anblick darbot.

Nicht wahr, das ist schön? sagte Friedrich, und sein Antlitz strahlte vor Freude. Nicht wahr, hier werden wir ausruhen können von den Leiden und Sorgen der Welt?

Das ist ein Stückchen Paradies! rief der Marquis, und indem er in freudiger Extase seine beiden Arme ausbreitete, als wolle er dieses ganze schöne Bild an seine Brust drücken, blickte er zum Himmel empor und rief: Gott, Gott! Laß meinen König hier glücklich sein!

Glücklich! wiederholte Friedrich mit leisem Achselzucken. Sagen Sie zufrieden, Marquis, das ist, glaube ich, das Höchste, was ein Mensch auf diesem Stückchen Erdenkloß erlangen kann. Lassen Sie uns jetzt in's Haus eintreten!

Er nahm wieder den Arm des Marquis und schritt mit ihm über den gelben Kießsand, der unter ihren Füßen knarrte, zu den großen Glasthüren, die in den länglich runden Salon führten. Als der König die Thür öffnete, heftete er seine großen blauen Augen

auf seinen Freund. Beten Sie, Marquis, beten Sie! Wir stehen hier an der Schwelle eines neuen Daseins, das seine geheimnißvollen Pforten vor uns aufthut!

Sire, jeder meiner Gedanken ist ein Gebet für Sie, sagte d'Argens innig.

So traten sie in den oblongen Saal ein.

Das hier ist das Vermittelungszimmer zwischen mir und meinen Freunden, sagte der König. Hier auf dieser Seite des Hauses werde ich wohnen, dort auf jener Seite meine Freunde, also vor allen Dingen Sie, lieber Marquis. In diesem Saale werden wir zusammentreffen und hier wollen wir unsere Symposien feiern. Jetzt will ich Ihnen zuerst meine Zimmer zeigen, dann die übrigen.

In den mit eben so viel Pracht als Geschmack ausgestatteten Empfangszimmern verweilte der König nur flüchtig. Kaum gestattete er dem kunstsinigen Freunde eine rasche Schau dieser herrlichen Gemälde, welche überall an den Wänden hingen, und zu deren Ankauf der König den Kaufmann Gotskowsky eigens nach Italien geschickt hatte; kaum durfte er einen Blick auf diese schönen Marmorstatuen und Vasen aus der Poniatowsky'schen Gallerie werfen, die der König für viermalhunderttausend Thaler angekauft hatte.

Sie sollen zuerst mein Arbeitszimmer sehen, sagte Friedrich, nachher mögen Sie sich alles Uebrige anschauen.

Und jetzt stieß er eine Thür auf und führte den Marquis in dieses reizende runde Bibliothekzimmer, das keinen Schmuck weiter hatte, keinen als den höchsten, — den Schmuck der Bücher. In hohen Schränken standen sie rings umher in diesem Tempel des Geistes und der Wissenschaft, und selbst die Thür, welche sie hierher geführt und die der König leise zu-

gedrückt, war verschwunden, verschwunden hinter diesen Büchern, mit denen die innere Seite derselben bekleidet war.

Sie sehen wohl, sagte der König lächelnd, wer einmal in diesen Zauberkreis hier eingetreten ist, kann nicht wieder hinaus. Auch will ich es nicht! Von heute an beginnt für mich ein neues Dasein, und mit dem Schritt über diese Schwelle ist die Vergangenheit von mir abgefallen, wie eine überreife Frucht.

Sein Antlitz war jetzt ernst und traurig, der Glanz seiner Augen umdüsterte sich. Mit einem leisen Seufzer legte er die Hand auf die Schulter des Marquis und blickte ihn lange schweigend an.

Ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, sagte er endlich leise. Ich glaube, mein Herz ist mir gestern gestorben, und glauben Sie mir nur, es war ein harter Todestampf! Jetzt ist's vorüber, aber die Stelle da, wo einst das Herz schlug, ist noch wund von Schmerzen und blutet noch aus tausend Wunden. Sie werden alle heilen, und ich werde dann ein harter, vernarbter Mann sein. Sprechen wir nicht mehr davon!

Nein, Sie sollen nicht sagen dürfen, Sire, daß Sie jemals verhärten könnten, rief d'Argens tief gerührt. Sie sollen Ihr Herz nicht verleunden, und sagen, daß es gestorben sei. Es lebt mit uns, mit den Freunden, mit der ganzen Welt, mit Allem, was groß, edel, ruhmvoll und erhaben ist!

Nur nicht mehr mit der Liebe, sagte der König, das ist eine entblätterte Rose, die ich von mir geworfen habe, denn die Rosen vertragen sich nicht mit der Krone, sie überwuchern entweder die Krone oder sie werden von dieser erdrückt. Ich aber bin es meinem Volke schuldig, daß ich meine Krone glanzvoll und

frei erhalte; ich will nicht, daß es eines Tages mich einen schlechten und faumseligen Beamten nennen soll, ich will ihm dienen mit meinem ganzen Leben und meiner ganzen Kraft! Aber hier, Freund, hier in meinem Kloster, das wie die Karmeliterklöster niemals von einem weiblichen Fuß soll entweiht werden, hier wollen wir zuweilen das Königthum und all' das eitle Flitterwerk vergessen, und hier auf meinem Weinberg will ich nicht der König sein, sondern nur der Freund und Philosoph!

Und der Dichter! rief d'Argens mit innigem Liebeston, und dem Dichterkönig will ich jetzt ein Wort zurufen, das er mir einst gesagt, als ich traurig und verstimmt gewesen:

Nous avons deux momens à vivre;

Qu'il en soit un pour le plaisir. —

Sie glauben, daß wir diesen Einen Moment noch nicht erschöpft haben, Marquis? fragte Friedrich mit einem traurigen Lächeln. Dann aber nach einer kleinen Pause erhellten sich seine Züge, sein Auge leuchtete wieder in dem gewohnten Feuer und eine kühne, freudige Entschlossenheit strahlte von seinem Angesicht.

Versuchen wir's, Marquis, ob Sie Recht haben, sagte er, und suchen wir den Moment pour le plaisir so lange als möglich auszudehnen, und dann, wenn's zum Sterben kommt, dann —

Finissons sans trouble, et mourons sans regrets

En laissant l'univers comblé de nos bienfaits.

Ainsi l'astre du jour, au bout de sa carrière

Repand sur l'horizon une douce lumière

Et les derniers rayons, qu'il darde dans les airs,

Sont ses derniers soupirs, qu'il donne à l'univers.*)

*) Poesies diverses. Edit. de Berlin. P. 318.

Der Marquis hatte mit staunendem Entzücken dieser Improvisation des Königs zugehört, und als er jetzt geendet, rief der feurige Provençale mit glühendem Enthusiasmus: Sie sind kein Mensch, Sire, Sie sind ein Held, ein König, ein Halbgott!

Ich will Ihnen da etwas zeigen, was eine zu genaue Widerlegung Ihrer Schmeichelworte ist, als daß ich sie glauben könnte, sagte der König lächelnd, indem er den Marquis an das Fenster führte. Schauen Sie dort hin. Was sehen Sie da, hier gerade meinem Fenster gegenüber?

Meinen Euere Majestät diese wundervolle Marmorgruppe da?

Das meine ich. Was denken Sie, daß das sei?

Was das sei? Die liegende Statue einer Flora!

Nein, Freund, — es ist mein Grab!

Ihr Grab, Sire? sagte der Marquis zusammenschauernd. Und das haben Sie gerade vor dem Fenster Ihres Lieblingszimmers aufgestellt?

Gerade da, auf daß ich niemals des Todes vergessen möchte! Kommen Sie, Marquis, wir wollen mein Grab in der Nähe betrachten!

Er führte den Marquis hinaus auf den freien Vorplatz und seitwärts zu dem Rondel, wo die Marmorgruppe aufgestellt war.

Hier unter dieser Statue befindet sich das Grabgewölbe, in dem ich einst ruhen werde, sagte Friedrich. Ich begann den Bau meines Weinberges mit dieser Gruft, und legte dem Baumeister strenges Geheimniß auf. Bewahren auch Sie es, Marquis, die Wenigsten, welche leben, haben genug Ehrfurcht und heilige Scheu vor dem Tode, als daß man ihnen davon reden möchte.

D'Argens Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

Oh, Sire, möchte es noch lange sein, bis diese Flora von ihrer Stelle gerückt wird und sich das Grab unter ihr öffnet! rief er tief gerührt.

Der König schüttelte leise das Haupt und ein heiliger Friede strahlte von seinem Angesicht. Warum wünschen Sie das? fragte er, und indem er mit der Hand niederdeutete auf die Gruft, setzte er lächelnd hinzu: quand je serais là, je serai sans souci.*)

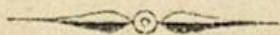
Sans souci! wiederholte d'Argens leise und tief gerührt, niederstarrend auf die Gruft.

Der König reichte ihm lächelnd die Hand. Ich will's versuchen, auch im Leben sans souci zu sein, und zum Beweise dessen nenne ich dies Haus von heute an:

Sanssouci!

*) Nicolai, Anekdoten von König Friedrich II. Heft II. Seite 203.

Ende des dritten Bandes.



Druck von N. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

